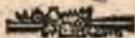


XVIII. 2-67^{a-b}

<http://rcin.org.pl>

Gespräch
im
Reiche der Todten
zwischen
Maria Theresia
und
Friderich dem Zweyten

worinnen
dieser hohen Personen Leben, und Merkwürdige
Thaten bis zu Ihrem Tode unpartheiisch erzählt
werden.



Viertes Stück.

M a l t h a , 1 7 8 7 .

Erklärung

aus dem Jahre 1787

in

der Provinz Preußen

und

der Provinz Pommern

in

der Provinz Pommern, den 17ten März 1787

in

der

Provinz Pommern

1787



Friederich.

So nahe war es nicht dabey Madaine, als Sie sagen. Man wollte zwar behaupten, ich weiß es — es würde, noch ehe wir beyde den Frieden zu Lubertsburg schlossen, zwischen mir und Polen zum Kriege kommen. Allein ich wußte alles bezulegen, und den Bruch zu verhindern, den man vielleicht hie und da gerne gesehen hätte. — Es war mir an der Zufriedenheit dieser Erlauchten Republik mit meinem Betragen immer sehr vieles gelegen.

Theresia.

Im Ernste, Sire? An der Zufriedenheit der Republik Polen mit Ihrem Betragen war Ihnen so viel gelegen? Ich weiß es doch gewiß, daß die Forderung Ihres Obristen, Lassow, in Warschau nicht viel Vergnügen machte.

Friederich.

Welche?

Theresia.

Er erklärte in Ihrem Namen, daß Sie das zwischen Ihnen und Polen bisher bestandene gute Vernehmen noch ferner zu unterhalten

A 2

fest

feste entschlossen seyen, und sich von Polen ein Gleiches versprochen. Aber zugleich verlangte er von der Cracauischen Woywodtschaft, daß sie wegen einer Lieferung von 1,20,000 Scheffeln Korn, und 3,90,000 Scheffeln Haber nach Cosel die Vertheilung über die zu jener Woywodtschaft gehörige geistliche und weltliche Güter machen, und jeder Theil das ihm bestimmte zu rechter Zeit nach Cosel abführen sollte. Am Ende dieses Ausschreibens meldeten Sie, daß Sie zur Beschleunigung und Sicherheit dieser Lieferung einige Ihrer Truppen in Polen hätten einrücken lassen, und versicherten nochmal den Polnischen Staatskörper Ihrer unverbrüchlichen, aufrichtigen Freundschaft; bezeugten auch noch, gleichsam zum Ueberfluß, niemals zu gestatten, daß diese Lieferung zu einem Gefesse, oder andern zum Bespieler diene. Der Preussische Ton ist überall unverkennbar! Truppen einrücken lassen, und von gutem Vernehmen und unverbrüchlicher Freundschaft sprechen, wie jener, der den Degen wies, und sich nur auf Gütigkeit verließ. —

Friederich.

Sie sprechen, Madame, als ob der Zubertsburger Friede noch nicht geschlossen wäre. — Ihre Theilnehmung an diesem meinem Verlehr mit Polen hat ohne Zweifel seinen Grund in Ihren herzlichfreundschaftlichen Gesinnungen gegen den damaligen König von Polen, diesen treuen Bundsverwandten, der wirklich ein Muster der Treue für alle Bundsgenossen bis ans Ende der Tage seyn kann. — Nun auf die Sache selbst zu kommen. — Schlessen war durch den langwürrigen Krieg gänzlich ausgefogen. Ich sahe mich also auffer Stand, meine Magazine aus meinen Ländern anzufüllen. Polen war ein benachbarter Staat. Ich hatte keine Ursache, an seiner Bereitwilligkeit zu zweifeln, und Polen keinen Grund, mir diese Gefälligkeit abzuschlagen. Denn von dem Krieg, den sein König mit mir führte, nahm er weislich keine Notiz. Im Vorbengehen, warum trugen Sie nicht bey Polen auch darauf an, dem Bündnisse mit Ihnen, Rußland, Frankreich, Schweden, und Sachsen, beizutreten? Wie schön wäre es nicht gewesen, wenn auch eine Polnische Kronarmee ausgetreten wäre, um mit der deutschen Reichsarmee gemeinschaftlich zu agiren? Meine Armeen hatten doch auch auf diese Weise ein Stück Arbeit weiter gehabt. — Doch vielleicht fehlte es nicht an Ihrem guten Willen?

Theresia.

Theresia.

Wollen Sie den Proceß wieder von fern anfangen, Sire? Ich bin froh, daß er zu Ende ist. Und ich dächte, Sie sollten, wenigstens in diesem Punkte, mit mir einig seyn.

Friederich.

O wir waren es etliche Jahre nach dem Lubertsburger Friede noch in keinem Punkte. Es schickt sich gerade, daß wir von Polen sprachen.

Theresia.

Richtig, Sire, Sie mahnen mich zur guten Stunde daran. Doch, nur noch Eines, ehe wir dahin kommen! Sie hatten noch mehrere Irrungen mit Polen.

Friederich.

Wie es immer bey Nachbarn zu gehen pflegt. Wir waren ja auch Nachbarn.

Theresia.

Die Oesterreichische Kriegsgefangenen wurden in verschiedenen Abtheilungen nach Polen abgeführt; und die Durchzüge Ihrer Wälder, welche bey dieser Gelegenheit in jenes Königreich kamen, gaben zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Sie wissen, daß sich nicht nur der Polnische Gesandtschafts Sekretär hierüber bey Ihrer Regierung in Berlin beschweren mußte; sondern so gar einer von den Polnischen Grossen, Czapski, sich unmittelbar an Sie wandte. Man hatte sich, wie Sie wissen werden, vornehmlich dieser Gelegenheit bedient, verschiedene Personen, welche vormals in Polen gewohnt hatten, nun aber in der Neumark Ihre Untertanen waren, alles dasjenige mit Gewalt zu verschaffen, was sie in Polen fordern zu haben vorgaben, und zu diesem war eine Commission zu dem Ende niedergesetzt, welche sich der Untersuchung dieser Forderungen unterziehen mußten.

A 3

Friederich.



Friederich.

Was wollen Sie mit all diesem sagen, Madame?

Theresia.

Daß es darauf angelegt gewesen zu seyn schien, in Polen gerade auf dem Fuß zu verfahren, wie anderwärts. —

Friederich.

Ich verstehe Sie noch nicht, Madame.

Theresia.

Nun, so ersparen Sie mir eben damit eine weitere Erklärung, die Sie auch nicht würden verstehen wollen.

Friederich.

Gut! Nun werden Sie doch mich auch anhören? Ich ließ dem Polnischen Hofe die Antwort ertheilen, daß ich weit entfernt sey, die Unordnungen welche einige von meinen Kriegsvölkern auf dem Polnischen Gebiete verübt haben sollen, zu billigen; daß ich vielmehr bereits die schärfste Befehle zu Auffuchung und Bestrafung der Schuldigen habe ergehen; auch schon zween Officiere zu einer ewigen Gefangenschaft nach Stettin abführen lassen.

Theresia.

Und die Commission zu diesen? Eine sonderbare Anstalt!

Friederich.

Diese wurde unverzüglich aufgehoben. Der Bürgermeister, der sich daselbst zum Richter aufgeworfen hatte, in Verhaft genommen, und verschiedenen Polnischen Magnaten und Einwohnern, vornehmlich aber dem Kloster zu Trone, dasjenige wieder gegeben, was man ihnen unrechtmäßiger Weise genommen hatte: auch wurde an die Neumärkische Regierung

Regierung der Befehl ertheilt, allen Polnischen Unterthanen schleunige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Theresia.

Und Ihre Kriegsvölker? Diese konnten eben doch den Polaken nicht zur Freude und Wonne da seyn. —

Friederich.

Diese berief ich alle aus Polen zurück. Sollten Sie nicht noch weiter Nachrichten hiervon haben; oder, — wenn Sie solche nicht haben, nicht wenigstens von mir annehmen? Ich diene gerne: und wenn von mir und meinen Angelegenheiten die Rede ist, so ist gründliche Belehrung doppelt nöthig.

Theresia.

Das verstehe ich besser, als Sie vorhin verstanden, was ich sagte?

Friederich.

Zu dieser Polnischen Geschichte — weil Sie doch darauf ausgegangen zu seyn scheinen, wieder etwas. — Sie wissen schon was — zu Markte zu bringen — gehört auch das: Ich ließ die Herren Polaken wissen, wie bekannt es ihnen seyn müsse, daß sich verschiedene von ihnen, während dem letzten Kriege, vermuthlich aus Treue und Eifer gegen ihren geliebten Sächsischen August, die Umstände zu Nutzen gemacht, und meine Staaten überfallen hätten, um meine Unterthanen zu plündern, und zu mishandeln. Die Klagen, welche mein Gesandter beständig bey der Polnischen Regierung führen mußte, geben gleichfalls zu erkennen, daß viele meiner Unterthanen schon seit mehreren Jahren die ihnen schuldige Gerechtigkeit in Polen vergeblich suchen, ungeachtet die Verfassung derselben die Beleidigte und Bekränkte in die traurige Nothwendigkeit versetzte, sich solche selbst zu verschaffen. Es hätte ihnen also so gar befremdlich nicht seyn sollen, wenn einige meiner Unterthanen Mittel gesucht haben, sich dasjenige mit Gewalt wieder zu verschaffen, was ihnen mit Gewalt genommen worden. Man habe auch gewisse Nachricht, daß ein Theil

der



der Unordnungen von Marobeurs unter Preussischem Namen und Uniform begangen worden, welche man mithin der Verfolgung und Bestrafung des Polnischen Reichs überlassen müsse. Da also die in Polen vorgegangene Unordnungen keineswegs auf meine Rechnung können geschrieben werden, sondern ich vielmehr derselben zum Theil bereits abgeholfen habe, zum Theil ferner nach Möglichkeit abzuhelpen trachten werde; so hoffe ich, der König und die Erlauchte Republik Polen werden den aufrichtigen Gesinnungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, vermöge welcher ich alles mögliche zur Befestigung und Unterhaltung der zwischen uns bisher unterhaltenen nachbarlichen Freundschaft thue, und auch in Zukunft thun werde.

Theresia.

Ohne Zweifel fanden so freundschaftliche und ausgesuchte Worte diejenige Aufnahme, die sie verdient?

Friederich.

Warum nicht? Worte sind Zeichen der Gedanken. Ich war immer sehr nachbarlich gegen Polen gesinnt.

Theresia.

Wie gegen Sachsen und Böhmen. —

Friederich.

Auch das, Madame, wenn Sie wollen, freulich gehören zu einer guten Nachbarschaft natürlicher Weise zween. Wenn nur der Eine gut und friedlich gesinnt ist, so ist die Nachbarschaft nur halb, und jener ist dabey nicht gebessert.

Theresia.

Was antworteten Sie aber dem Czaski?

Friederich.

Ich ließ ihn wissen, daß ich von dem, was zu seinen Beschwerden

schwerden Anlaß gegeben haben könne, gar keine Nachricht habe. Uebrigens werde ich die Berufungen aller meiner in Polen stehende Kriegsvölker beruhigt haben, einige Herumschweifer, welche, ohne Befehl dazu gehabt zu haben, Unordnungen begangen, seyen in Verhaft genommen und zur Strafe gezogen worden; auch seyen bereits die strengste Befehle ergangen, daß meine Truppen keinen Einwohner von Polen beunruhigen sollen.

Theresia.

Czapski wird sich hoffentlich vollkommen beruhigt haben. Denn wie sollte ein Polnischer Magnate einer solchen überzeugenden Beredsamkeit widerstehen können?

Friederich.

Dafür ließ ich ihn sorgen, und es darauf ankommen, ob er, wenn ihm das nicht genug seyn sollte, sich an den Polnischen Reichstag wenden wollte. Vor diesem würde mir auch nicht bange gewesen seyn.

Theresia.

Die Erlauchte Republik Polen ersucht es nachdrücklich genug, wenige Jahre nach den eben gemeldeten Austritten, daß Sie Muth hatten.

Friederich.

Ich hoffe doch nicht, daß Sie, da wir auf diesen Punkt kommen, Ihren alten gewohnten Ton gegen mich beybehaltzen werden, Madame?

Theresia.

Durchaus nicht, Sire, das wäre höchst undankbar. Sie sehen schon, wie nachgiebig ich bin, daß ich nicht wieder Ihren Ausbruch vom alten gewohnten Ton protestire.

Friederich.

Billig, Madame! ich würde es nicht verdienen, wenn Sie anders sprächen; so wenig, als Sie, die Russische Kayserin und Ich
 Viertes Stück. B das



das verdient haben, was man wieder das, was durch unsern Vorschub vor einigen Jahren in Polen geschehen ist, nicht ohne Ummaßung, eingewendet hat.

Theresia.

Ich weiß es: Man wollte sich insbesondere in Ihr Betragen bey dieser Sache nicht recht finden, und Ihnen Schuld geben, daß Sie die ganze Maschine an meinem und dem Russischen Hofe regiert hätten.

Friederich.

Das war wirklich beleidigend für Sie und die Russische Kayserinn. Eben als ob Sie beyde sich von mir hätten müssen belehren lassen, was bey den Unruhen in dem Königreiche Polen, dessen Nachbarn wir drey sind, zu thun und zu lassen sey.

Theresia.

Eben so wenig schmeichelhaft war es für mich und die Kayserinn von Rußland, was einige nasweise Politik behaupten wollten, daß, wenn Sie nicht gewollt, und sich nicht mit uns vorläufig verabredet hätten, das ganze Unternehmen, das unglückliche und in seine eigene Eingeweide wütende Polen zu beruhigen, nicht würde zu Stande gekommen seyn.

Friederich.

Wir wollen uns mit Klagen über die Einfälle anderer, was diese Begebenheit anbetrifft, nicht abgeben. Polen sollte uns danken, daß wir gethan haben, was geschehen ist. Aber, was meinten Sie, da Sie vorhin sagten: man habe sich in mein hierbey beobachtetes Betragen nicht finden können.

Theresia.

Acht Jahre vorher, ehe wir zum Besitze dessen kamen, was uns gehörte, übergab Ihr Resident in Polen dem Fürst Primas eine Erklärung, in welcher Sie den Nachrichten, welche damal in Polen ausgestreut und verbreitet wurden, als wenn Sie nebst der Russischen Kayserinn

Kayserinn die gegenwärtige Umstände des Reichs zur Abreißung einiger Stücke vom Polnischen Staats Körper nützen wollten, aufs nachdrücklichste widersprachen, und dagegen versicherten, daß bey Ihnen und Ihren Bundsgenossinn niemals hiervon das mindeste erwähnt worden; sondern vielmehr Ihre beyderseitige gegenwärtige so wohl, als auch alle Ihre künftige Bemühungen auf den vollkommensten Wohlstand aller Polnischen Stände, und auf die Bewahrung der Rechte und Freyheiten der vortreflichen Polnischen Nation abzietten, und auch in Zukunft abzietten würden. Polen erkannte auch wirklich diese Freundschaft; und seine auf dem Reichstage versammelten Stände saßten wirklich den Schluß, daß so wohl ihr künftiger König, als der Polnische Staats Körper Ihnen und Ihren Nachfolgern den Königlichen Titel von Preußen unverweigerlich geben sollen; wenn Sie sich dagegen anheischig machen würden, daß Sie aus diesem Ihnen zugestandenen Titel keine Ansprüche auf das Polnische Preussen herleiten wollen. Sie leisteten auch in der That diese geforderten Verzicht, und ließen solchen in einem öffentlichen Gehör, durch Ihren Residenten dem Primas einhändigen, und dankten sowohl dem Primas, als sammtlichen Polnischen Ständen für diese feyerliche Erkennung Ihres Königlichen Titels.

Friederich.

Darf ich mich darauf verlassen, Madame, daß Sie mit dieser ausführlichen Erzählung nicht mehr und nicht weniger haben sagen wollen, als Sie wirklich gesagt haben?

Theresia.

Warum nicht, Sire, Ich berührte vorhin bloß das, daß man sich hie und da nicht darein finden wollte, daß diese Erklärung, und die etliche Jahre darauf erfolgte Besitznehmung des Polnischen Preussens sich mit einander vereinbaren lasse. Das sagten andere, ich wiederhole es. Mir und der Kayserinn von Rußland kam es so widersprechend eben nicht vor. Und da wir es zusfrieden waren, so konnten Sie auch durch die spizigste Zweifel anderer nicht beunruhigt werden. Sie werden bey diesen Umständen doch auch meiner billigen Denckungsart Gerechtigkeit widerfahren lassen?

B 2

Friederich.

Friederich.

Nicht anders, Madame. Nach dem Zubertsburger Frieden, und nach dem zwey Jahre darauf erfolgten Tod Ihres würdigen Gemahls, fiengen unsere beyde Häuser an, sich, als ob sie niemals getrennt gewesen wären, je länger, je fester an einander anzuschliessen. Besonders glaubte ich, wahrzunehmen, daß Ihr, seines Vaters und seiner Mutter würdiger Sohn, der glorreich regierende Kayser Joseph II. ein Vertrauen zu mir fassen wolle. Wir kamen in Neiße, in meinem Antheil von Schlestien, zusammen, und ich erinnere mich jener Lage noch jezt mit Vergnügen.

Theresia.

Man wollte sagen, daß eben damals die Karten wegen der Gelegenheiten von Polen zwischen Ihnen und meinem Sohne gemischt worden seyen.

Friederich.

Es möchte seyn. Gleichgültig konnten weder Sie, noch der Ruffische Hof, noch ich, bey den Polnischen Austritten bleiben. Und wer uns am Ende nöthigte, allerseits Truppen nach Polen einrücken zu lassen, nachdem unsere Gesandten mit allen ihren Vorstellungen, die doch gewiß freundnachbarlich genug lauteten, nichts ausgerichtet hatten, das waren die Herren Polaken selber.

Theresia.

Eben diß Einrücken fremder Truppen, die nach der Behauptung einiger in und auffer Polen nichts darinn verloren hatten, in ein fremdes Königreich, das seine Nachbarn um ihre gute Dienste durchaus nicht ersucht hatte, wollte hie und da auffallen: und man gab Ihnen Schuld, Sire, daß es bloß auf Ihre Veranlassung geschehen sey, um Ihre eigene Absichten mit den Absichten anderer, an denen Sie ohnehin starken Antheil gehabt haben sollen, zu deken.

Friederich.

Sie können es doch nicht lassen, Madame, sich so zu erklä-
ren

ren, daß es bey einem ganz kleinen Argwohn sehr mißdeutet werden könnte. —

Theresia.

Vergeben Sie mir, Sire, wenn ich Ihnen nur von ferne Gelegenheit zu dieser Aeußerung sollte gegeben haben. — In der That ich war sehr zufrieden, da mir mein Sohn nach seiner Zurückkunft aus Schlessen gewisse Erdöffnung that, die mir Ihr Herz aufschlossen, und mein Herz ganz zu dem Ihrigen hinzoge.

Friederich.

Ohne Complimente zu sprechen, ich erwarte es auch nicht anders von Ihnen. Sollten wir so viele Kriege mit einander geführt haben, und uns nicht mit einander haben vereinigen können, ein unglückliches Königreich, welches in seinen Eingeweiden ein Feuer nährte, das sich immer vergrößern mußte, und eben deswegen auch die benachbarte Staaten zu ergreifen drohte, seinem gänzlichen Untergange zu entreißen? Man hätte nicht die beste Begriffe von der Einsicht der Regenten dieser Staaten, und besonderes, weil Sie es ja so haben wollen, von der meinigen fassen müssen, wenn wir alle zusammen die Hände in den Schoß gelegt hätten.

Theresia.

Vollkommen richtig, Sire! Wieder Ihre Reflexion läßt sich keine Sylbe sagen. Die Europäische Mächten, die dem Handel, den wir mit einander verabredet hatten, von ferne zusahen, rührten sich so wenig, daß eben dieses ihr Betragen die Redlichkeit und Rechtmäßigkeit unsers, ganz auf die offenbare Convenienz auf unserer, und Bedürfniß auf der Seite der Polnischen-Republick, gegründeten Verfahrens, außer allem Zweifel setzte. Erlauben Sie mir, Sire, noch dies hinzuzuthun, und erklären es ja nicht anders, als in so fern es sich mit unserer vollkommenen Freundschaft vereinbaren läßt, eben das mußte sie, die Europäische Mächten, die etwa wider unsere Unternehmungen etwas hätten einwenden wollen, belehren, daß wir nach keinen andern, als den ächtesten Staatsgrundsätzen handelten, weil wir alle einerley Zwel hatten. Ein Umstand, den man an uns vorhin nicht gewohnt seyn konnte, da unsere 3 Höfe nicht immer so einträchtig zusammen saßen. Friederich.

Friederich.

Wie Sie sagen, Madame. Vielleicht ließe sich auch noch behaupten, daß man von Seiten jener Mächten auch nur deswegen unthätig geblieben seye, weil man Europa zu dem Ruhestand Glück wünschen durfte, den unsere so seltene und preiswürdige Einigkeit in dieser Sache, auf die Zukunft zuverlässig hoffen ließ.

Theresia.

Am Ende war es, wie Sie oben gründlich erinnerten, der reelle Dienst, den wir dem verwirrten Königreiche, das mit sehnsuchtsvollen Blicken sich nach mächtigen Rettern hätte umsehen, und sich ihnen in die Arme werfen sollen, wenn nicht durch eben diese Verwirrungen seine Blicke getrübet worden wären, leisten konnten. Schmerzliche Operationen sind gerade oft die wohlthätigsten. Der Kranke erkennet es aber gemeiniglich am wenigsten. Glücklich ist er, wenn er sich belehren läßt, sollte es auch gar mit Zwang geschehen.

Friederich.

Kriege sind eine wahre Plage und Geißel für Regenten, und für Unterthanen, wie wir beyde bis zur vollen Ueberzeugung wissen. Die Sache mit Polen kam ohne Schwerdstreit zu Stande. Ein neues Verdienst, auf das wir stolz seyn dürfen! Die Eingeborne selber verwüsteten ihr Vaterland bis zum Bejammern. Aber seine Schutzengel halfen ihnen, ohne Blut zu vergießen. Man darf, in dieser Rücksicht, vielleicht nicht einmal zugeben, was Sie eben von schmerzlichen Operationen sagten.

Theresia.

Auch darinn stimme ich mit Ihnen ein, Sire. Ich behauptete jenen Ausdruf bloß nach dem Sinne der Polaken, die über die ihnen von uns wiedererfabrene Hülfe so klüglich thaten, als ob es keine Hülfe, sondern gar etwas anders gewesen wäre.

Friederich.

Friederich.

Wenn der Arzt thut, was er nach seinem besten Wissen und Gewissen thun soll, so hat er weder nach dem Winkeln des Kranken, noch nach den sauern Gesichtern der Umstehenden und Zuschauer zu fragen.

Theresia.

Allerdings! In Versailles soll es doch schiefe Mienen über diesen Vorgang gesetzt haben. — Man will behaupten, der gute Ludwig XV. habe, nachdem er von dem Theilungs Traktat von Polen Nachricht erhalten, ausgerufen: „Ach, wenn Choiseul hier gewesen wäre, so wäre das nicht geschehen!“

Friederich.

In der That, Madame, allzufreundschaftlich sind wir hierinn mit unserm beyderseitigen Bundsgenossen, Frankreich, nicht umgegangen. Der König erfuhr unsere Anstalten und die Ausführung derselben nicht bald, als bis es ganz Europa erfuhr. Doch, wir konnten bündig hierauf antworten. Was gieng Polen Frankreich an? Diß Reich ist kein Nachbar von jenem Königreiche. Thöricht war es immer, daß sich einige Abgeordnete der Polnischen Konföderirten nach Versailles. — Sie wissen wohl, an wen daselbst? — wandten, und diese Person baten, ihnen mit ihrer Empfehlung bey dem Könige beyzustehen, und ihn dahin zu vermögen, daß er ihnen einen grossen Succurs geben, sie auf eine nachdrücklichere Weise in Schutz nehmen, ja gar Krieg für sie führen möchte. Diese Person, auf welche damals alle Augen am Hofe gerichtet waren, hatte die misvergnügte Polen wirklich bis dahin mit ihrer ganzen Macht, die sie bey dem Könige besaß, unterstützt; angelockt durch die verführerische Versprechungen, womit sie ihr geschmeichelt hatten, und durch die Hofnung, ansehnliche Geschenke und beträchtliche Güter in dem unglücklichen Polen zu erhalten. Aber steylich unser gutes Einverständniß zwang sie, die, zu etwas anders, als zu einer Staatslindgrinn, gemacht war, ihren Aussichten zu entsagen; und sie mußte noch dazu die Kränkung erleiden, von dem Könige Vorwürfe darüber anhören zu müssen.

Theresia.

Theresia.

Der König war also im Ernste unzufrieden mit unsern Verfügungen?

Friederich.

Nicht anders! Sie wissen ja selbst, wer damals Französischer Gesandter an Ihrem Hofe war?

Theresia.

Ja, eben erinnere ich mich. Ein junger Prälat, den eben jene Person zu dieser Gesandtschaft hatte ernennen lassen.

Friederich.

Und der sich besser darauf verstand, mit Mädchen, als mit Ministern, Traktaten zu pflegen. Er ließ unter seinen Augen unsern ganzen Plan zu Staube kommen, ohne seinem Hofe die geringste Nachricht zu geben, ja wahrscheinlicher Weise, ohne sich selbst nur davon träumen zu lassen. Der König sollte sich darüber kaum haben fassen können, und mit wahrer Belümmerniß an die Verbannung des Herzogs Choiseul gedacht haben, weil er glaubte, daß, wenn er noch diesen Minister der auswärtigen Affairen gehabt hätte, sein intriguenreicher Geist eine für Frankreich eben nicht so glorreiche Verbindung, als die unfrige war, würde gehindert haben.

Theresia.

Ich bedauerte den König nicht. Man weiß, wer zur Verbannung Choiseuls das meiste beigetragen hat. Diese Person hätte der Verdruß Ludwigs XV. betreffen sollen.

Friederich.

Es traf sie auch wirklich. Und sie verdiente ihn noch in einer andern Rücksicht. Aiguillon rückte durch ihren Vorschub in Choiseuls Stelle: ein Minister, den wir uns zur Erreichung unserer politischen Absichten mit Polen nicht besser hätten wünschen können.

Theresia.

Theresia.

Ein neuer Beweis von der Rechtmäßigkeit dessen, was geschehen ist, wenn etwas gerathen soll, so muß alles dazu helfen, und sollten es auch M seyn.

Friederich.

Ihre Dienste sind nicht immer zu verachten. An unsern beeden Höfen, Madame, machte man zwar keinen Gebrauch von dieser Waare. Aber die an andere subsistirende mußten auch bey Gelegenheit zu unsern Befehlen seyn.

Theresia.

Mehr zu Ihren, als zu meinen, Sire. Ich hatte Abscheu vor diesen Kreaturen. Sie auch. Aber im siebenjährigen Kriege wollte man sagen, seyen die läufige Veränderungen der Befehlshaber, die Ihnen nicht immer unangenehm waren, bey einer gewissen, damals wieder Sie agirenden Aemter, häufig aus der Quelle geflossen, wovon wir reden.

Friederich.

Es ist nicht ohne. Das Kabinet, worinn die bemeldte Befehlshaberstellen erteilt wurden, hatten allerhand Mitglieder, in dem Geschmack desjenigen, an das sich die Polnische Konsöderirte wandten. Den Zutritt zu dem Herzen eines solchen ist mehrmalen leicht zu finden, wenn man die Kunst versteht, am rechten Ort, und zu rechter Zeit reichlich auszustreuen.

Theresia.

Diese Kunst wird Ihnen auch nicht fremde gewesen seyn, Sire?

Friederich.

Nicht ganz. Doch sahe ich sie nur als ein Nebenhilfsmittel an, dessen Gebrauch, wenn andere Strengte zerreißen, bey dringenden Vorfällen nicht zu verachten ist.

Viertes Stück.

E

Theresia.

Theresia.

Wieder auf die Hauptsache zu kommen, Sire, so erinnere ich mich zwar im Allgemeinen unserer, der Verbündeten, Ansprüche an das, was wir nachgebends von Polen wirklich erhielten, ganz wohl. Aber so klar sind mir unsere Rechte nicht mehr, daß ich nicht bitten müßte, mir nur einen kleinen Fingerzeig zu geben; um mir aus dem Traume zu helfen.

Friederich.

Ohne allzueit anzuholen ist es nöthig, auf die Wahl des jezigen Königs zurückzugehen.

Theresia.

Das Zwischenreich währte sehr lange. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß in jenem Zeitpunkte der Grund zu Begebenheiten gelegt wurde, die in der Folge die hülfreiche Hand der Nachbarn herbeyriefen, und ihren Bestand zur Beruhigung eines Staats nothwendig machten, der, seiner innern sonderbaren Verfassung nach, fremde Hülfe beynahe niemals entbehren kann.

Friederich.

So ist es! die Polen waren feste entschlossen, keinen andern, als einen Piasten zu wählen. Und wer konnte sie darum verdenken? die Könige aus dem Rurhause Sachsen waren ihnen nie zu großem Vortheile.

Theresia.

Warum nicht? Wenn man nur die Summen Geldes bedenkt, die aus Sachsen nach Polen kamen, so werde ich Recht haben.

Friederich.

Ich wüßte nicht. Denken Sie nur an die Begebenheiten, die der erste Sächsische König von Polen mit Karl XII. von Schweden hatte, um einzusehen, daß Sachsen und Polen keine Seide dabey spinnen, daß jenes Haus den Polen einen König gegeben hat. Ich weiß es

es freylich, daß sie wirklich den Graf Pontiatovski bey seiner Wahl zum Könige nicht begünstiget haben.

Theresia.

Aus guten Gründen; und zwar aus eben denselben. die auch den Höfen von Versailles und Madrid anriethen, ein gleiches zu thun.

Friederich.

An dem Russischen Hofe aber fanden Ihre und der Ihnen gleichgesinnten Höfe Gefinnungen keinen Beyfall, und es mußte auf die Absichten jenes Hofes hinausgehen.

Theresia.

Selbst wichtige Polnische Magnaten widersetzten sich jener Wahl, zum Beweis, daß Wien Versailles, und Madrid nicht so gar Unrecht hatten.

Friederich.

Der Krongroßfeldher und wenige andere begriffen sich doch bald, Ihres und der andern Widerspruchs ungeachtet. Und endlich bewirkten die wahrhaftig großen Eigenschaften des neuen Königs, den die Kayserinn von Rußland und ich empfahlen hatten, daß Sie und die übrige ihn auch erkannten. Nun aber machte das billige Gesuch der Diszidenten auf dem Reichstage, der bald auf die Königswahl folgte, große Bewegungen.

Theresia.

Dies war nicht zu verwundern. Ein so orthodoxes und für die wahre Religion so eifriges Königreich, als Polen von jeher gewesen ist, konnte bey dem Gesuch der Diszidenten desto weniger gleichgültig seyn, da eben diese Forderung von den Nordischen Höfen mit ziemlich gebieterischem, und also einer so freyen Nation ganz unbehaglichem Tone unterstützt wurde.

Friederich.

Freylich! Und hier haben wir den Ausschluß von dem Umstand, warum Wien, Versailles und Madrid der Wahl des Grafen von Potniatovski so abgeneigt waren.

Theresia.

Ich sehe nicht, wie?

Friederich.

Desto geneigter war Rußland dem Grafen, und ich um Rußlands Willen gleichfalls. Er hatte Verdienste, die der Russische Hof belohnt wissen wollte. Und seine Gesinnungen überhaupt waren auch von der Art, daß man durch ihn den Dissidenten das verschaffen konnte, was sie mit vollem Rechte fordern durften. Nun werden Sie doch einsehen, wie? und warum jene südliche Zöse ihm nicht so geneigt waren. Wäre in Polen nicht von den Dissidenten und ihren Rechten und Freyheiten die Rede gewesen, so wäre freylich nicht abzusehen, warum sich Frankreich und Spanien um Polens Angelegenheiten zu bekümmern hätten. Aber die Klerisey Ihrer Kirche, Madame, hat ihre Augen und Hände überall, auch, wo man sie am wenigsten erwartet. — Und ihr Einfluß auf Staatsfachen. —

Theresia.

Wir haben diesen Punkt sonst schon berührt. Er mag für abgethan gelten.

Friederich.

Ich bin auch der Meinung. — So vortreflich übrigens der neue König seine Sachen machte, gewiß besser, als manche vor ihm — wenig wußte er Ehre einzulegen. Seine Duldungsgrundsätze fielen auf, daß er den Lutheranern in Warschau freye Religionsübung, ja gar ein Bethaus einräumte. Welches Verbrechen mußte das nicht in polnischen Augen seyn!

Theresia.

Theresia.

Wie können Sie doch das in aller Welt den Polnischen Bischöfen übel nehmen?

Friederich.

Nein, diesen nicht, Sie haben Recht Madame; sondern denen, die diese Herren den Meister spielen lassen. — Auf dem Reichstage nun kam, ausser den sonst gewöhnlichen Materien, auch die Sache der Religionsfreyheit und der Vorrechte der sogenannten Dissidenten zur Sprache.

Theresia.

Darüber wird heftig genug gestritten worden seyn.

Theresia.

Natürlich. Der Bischof von Krakau machte den Anfang, wider die denselben zuge dachte Freyheiten und Rechte, oder daß ich bestimmter rede, wider die Erneuerung und Bestätigung derselben zu reden.

Theresia.

Er erfüllte damit die Pflicht eines Bischofs seiner Kirche, und eines patriotischen Standes seines Königreichs.

Friederich.

Das mag seyn! Aber der Russische Abgesandte, Fürst Repnin, hatte doch auch nicht wenig zur Erläuterung der Haranguen des Bischofs zu sagen; ja er hatte das Herz, die Forderungen seiner Monarchin zum Besten dieser gedrückten Leute öffentlich auf dem Reichstage bekannt zu machen.

Theresia.

Ohne Zweifel schlossen sich auch andere Protestantische Mächten an ihn an. Denn diese sind gar warme Vertheidiger ihrer Religionsgenossen.

E 3

Friederich.

Friederich:

Warum hätten Sie es nicht thun sollen? Wirklich machten die Abgesandte von Großbritannien und Dänemark gleiche Vorstellungen, und ich ließ auf eben diesen Fuß eine Erklärung bekannt machen.

Theresia.

Auch die Dissidenten selbst werden nicht zurückgeblieben seyn, da sie so mächtige Fürsprache hatten?

Friederich.

Ja Sie, sowohl von der Augsburgischen Confession, als die von der Griechischen Kirche übergaben, der Reichsversammlung eine feyerliche Bittschrift.

Theresia.

Und die Dissidenten erhielten auf der Stelle, was sie verlangten?

Friederich.

Madame, verläugnen Sie doch Ihr sonst so mitleidiges Herz nicht, so bald von Akatholischen die Rede ist. — Der Päpstliche Nuntius, Visconti, ermangelte nicht, seine Ermahnungen wieder die Forderungen der für die Dissidenten besorgten Mächten, und wider dieser ihre demüthige Bitten selbst, bey dem Reichstage vorzutragen. Und dann fand man für gut, die Untersuchung dieser Sache der Versammlung der Bischöfe zu übergeben, welche, gerade, wie man erwarten mußte, nach einigen Tagen ein Projekt vorlegten, nach welchem den Dissidenten alles abgeschlagen, und die ehmal wider sie ergangene Constitutionen bestätigt wurden.

Theresia.

Doch etwas zu hart! Sie sehen, Sire, daß mein Herz nicht allen, die Sie glauben möchten, verschlossen ist. Können Sie aber auch billigen, was die Dissidenten hierauf vornahmen? In vollem Vertrauen auf den ihnen von Rußland zugesagten thätigen Schutz und Beystand, und
da

da wirklich auch Russische Kriegsvölker in Polen eingerückt waren, gieng der Dissidentische Adel von einem Theil des Königreichs, unter dem Schutze von Rußland eine Konföderation zu Behauptung seiner Rechte ein.

Friederich.

Ich muß mich wundern, Madame. Anderer Begebenheiten erinnern sie sich kaum; aber das Betragen der Dissidenten ist Ihnen im frischen Angedenken. Ein Beweis, für was Sie es halten.

Theresia.

Für nicht ganz harmonisch mit ihrer demüthigen Bittschrift.

Friederich.

Recht so! So habe ich mich doch in meiner Vermuthung nicht betrogen, daß, wenn es dahin kommen würde die alte beliebte Grundsätze doch immer wieder zum Vorschein kommen müßten.

Theresia.

Welche?

Friederich.

Erlauben Sie mir, nicht zu antworten. Wir verlieren sonst den Faden, um endlich auf unsere Theilung von Polen zu kommen.

Theresia.

Ganz nach meinem Sinn, Sire. Es wollte mir ohnehin schon zu lange währen. Wir wollten also gerade auf diesen Punkt kommen, wenn Sie geruhen.

Friederich.

Die Sache läßt sich doch nicht so kurz abbrechen, so wenig, als wir schnell zuzubren, bis wir im Keinen waren. Man hat mir, denke ich, niemals Langsamkeit zur Last gelegt. Aber es giebt Umstände, wo sie Tugend und Eilen Fehler ist.

Theresia.



Theresia.

Richtig, Sire. Ich widerspreche Ihnen keine Sylbe. Die vorige Zeiten bürgen für die Wahrheit Ihrer Behauptung.

Friederich.

Der Schauplag änderte sich doch noch günstig für die Dissidenten. Und ich trage desto weniger Bedenken, es Ihnen offenherzig zu sagen, da Sie durch den Ausgang der Sache so öffentlich mit denenjenigen, die sich jener annehmen, werden ausgesöhnt worden seyn?

Theresia.

Sie legen mir eine Antwort, die Sie gern hören, sehr nahe. Es sey demnach so, wie Sie verlangen!

Friederich.

Der Bischof von Krakau mußte, unter guter Bedeckung, eine Reise nach Rußland vornehmen, ob, um sich auch in Petersburg als Redner hören zu lassen, oder um den Dissidenten freyen Athem zu verschaffen? werden Sie selber erachten können. Und nun wurde ein Traktat zu Stande gebracht, in welchem die Religionsfreyheit der Griechen und übrigen-Dissidenten, desgleichen ihre politische Gerechtfame, auf das vollkommenste befestiget werden.)

Theresia.

Gieng denn dieß ohne große Unruhen ab?

Friederich.

Das vermuthen Sie doch nicht? Der Päpstliche Nuncius, Durini, machte heftige Bewegungen; und ein Polnischer Edelmann, Chraprowiz, gab einen Manifest heraus, wodurch sie noch mehr vergrößert wurden.

Theresia.

Theresia.

Der Bischof von Krakau jammert mich doch, Sie spotten seiner. Er that nur —

Friederich.

Was er nicht hätte thun sollen. Ja, Madame, deswegen wurde er gar für einen Feind des Vaterlands erklärt.

Theresia.

Rußland hatte doch Herz, daß er sich so viel über eine in Polen so bedeutende Person herausnehmen dürfte.

Friederich.

Wir nahmen uns noch weit mehr über noch bedeutendere Dinge heraus, und Rußland wußte wohl, was es thun durfte und konnte.

Theresia.

Ihre Entschuldigungen sind sehr kurz und gründlich, Sire; kein Wunder, daß Polen die Hand so bald und bescheiden auf den Mund legte. Sind wir immer noch nicht an unsern eigenen Polnischen An gelegenheiten?

Friederich.

Ich muß um Geduld bitten, Madame, es wird sich schon noch geben. Man machte bey den auf dem Reichstage niedergesetzten Com missionen allerhand dienliche Verordnungen, arbeitete an der Einrichtung der politischen Angelegenheiten, und endlich wurde die Kayserinn von Rußland, als Gewährleisterinn aller Rechte und Freyheiten von Polen, erkannt und angenommen.

Theresia.

Die Scene muß sich doch sehr geändert haben. Sonst wüßte ich den endlichen Austrag der Sache mit dieser Gewährleistung nicht wohl zu reimen.

Viertes Stück.

D

Friederich.



Friederich.

Am Ende reimt sich alles, wie Sie finden werden. — Nun wäre Polen seiner vollen Ruhe nahe gewesen, wenn der unruhige Bischoff Krasinski von Kaminiel den unseeligen Einfall nicht gehabt hätte, eine Conföderation wider die eben berührte Reichstagschlüsse zu machen. Und nun mußten die bereits auf dem Rückzuge begriffene Russische Truppen wieder umkehren, und in Polen bleiben; ja sie bekamen Befehl, wider die Neuconföderirte feindlich zu handeln.

Theresia.

Ich bin vollkommen über alles beruhigt, was von unsern 3 Höfen über Polen verfügt worden ist. Die Leute wollten es nicht anders haben. —

Friederich.

Sie trieben den Patriotismus so weit, daß sie wider die Russen Krieg führten, ein Umstand, der die äußersten Zerrüttungen und Verwüstungen nach sich zog.

Theresia.

Sogar die Königlichen Güter sollen bey diesen Handeln nicht verschont worden seyn. Auch die Katholischen selbst mußten vieles leiden.

Friederich.

Die Disidenten noch weit mehr, wie es natürlich ist. — Und nun hatten auch die Preussischen Gränzen die Ehre, von diesen Herumstreifern beunruhigt zu werden.

Theresia.

Auch die Ungarischen. Was war zu thun?

Friederich.

Sie merken doch, daß wir nach und nach der Hauptsache näher kommen.

Theresia.

Theresia.

Ohne Anstand mußten unsere beyderseitige Truppen dem Unwesen steuern.

Friederich.

Wundern Sie sich nicht auch über den Einfall des Königs bey diesen Umständen, Madame? Er suchte bey der Russischen Kaiserinn an, daß die in vorigen Jahren in Polen gemachte Verordnungen wieder aufgehoben werden möchten.

Theresia.

Das war ohne Zweifel bloß eine Art von Compliment gegen seine unruhige Polaken, wodurch er den Verdacht von sich ablehnen wollte, als ob er mit Rußland einverstanden wäre.

Friederich.

Die Polken merkten wohl, was man sie nicht merken lassen wollte, besonders da sein Ansuchen ohne Wirkung war. Gerade um diese Zeit ließen Sie, Madame, weislich die Zipser Starosten, auch andere an den Schlesißen und Ungarischen Gränzen gelegene Polnische Güter mit Ihren Truppen besetzen.

Theresia.

Meine gegründete Ansprüche darauf werden Ihnen sowohl bekannt seyn, als mir, Sire?

Friederich.

Ohne Widerspruch, Madame! — Was dem Faß den Boden vollends austieß, war der Unsinn dieser Conöderirten, den Polnischen Thron für erledigt zu erklären.

D 2

Theresia.



Theresia.

Wahrhaftig, ein straffbarer Unsinn, dessen sich aber doch nicht das ganze Reich schuldig machte?

Friederich.

Nein! Der Fürst Primas ließ sogleich ein Manifest dagegen ausgehen, so wie auch der Polnische Reichsfiscal, und erklärte die Urheber jener Erklärung des Hochverraths schuldig.

Theresia.

Sie berührten vorhin die Besetzung einiger Gegenden von Polen durch meine Truppen. Die Ihrige waren doch auch nicht müßig?

Friederich.

Ich ließ sie auch nach und nach in Polen einrücken, und sich darinn festsetzen. Und nun nahte der Zeitpunkt heran, den wir für bequem hielten, unsere Ansprüche an verschiedene ansehnliche Stücke der Polnischen Staaten bekannt zu machen. Unsere Kriegsvölker waren bey der Hand. Hatten sie vorhin Polen nicht zur Ruhe bringen können, so waren sie jetzt doch dazu zu gebrauchen, jene Stücke zu besetzen, und eine neue Regierungsverfassung in denselben anzurichten.

Theresia.

Die Polen thaten ohne Zweifel hiebey sehr grämlich?

Friederich.

Necht ernst war es ihnen bey ihrem Widerspruch. Der König selbst bezeugte ihn.

Theresia.

Wie konnte er das, besonders gegen die Ansprüche Rußlands? Dankbarkeit und Erinnerung an alte Wohlthaten auf der Einen, und Patriotismus gegen sein Königreich auf der andern Seite kommen hier wohl sehr ins Gedränge!

Friederich.

Friederich.

Der Erfolg half ihm aus der Verlegenheit. — Auch der Kronfiscal legte eine Protestation wider diese Zertheilung des Königreichs in dem Kronarchive bey. Allein es blieb bey dem, worüber Sie, Rußland und Ich aus tüchtigen Gründen übereingekommen waren. Meine Truppen besetzten Polnisch Preussen und einen Theil von Groß-Polen: Die Ihrige die Zipser Graffschaften und anderes; und Rußland erhielt ein ansehnliches Stück von Polen bis an die Dwina, Berezyna Rzeczka, und von da an bis an den Dnieper, und vereinigte es mit seinen Staaten.

Theresia.

Wenn ich nicht irre, so urtheilte man damat, Sie hätten bey diesem Vorgang die gelegenste, ich die einträglichste, und Rußland die größte Acquisition gemacht.

Friederich.

Der Gedanke läßt sich hören. Ganz Polnisch Preussen, Danzig und Thoren ausgenommen, nebst dem Theil von Groß-Polen disseits der Neze ist immer so gelegen, daß mir diese Zugabe zu meinen Staaten auch in diesem Betracht willkommen seyn mußte. Es ist ein Land, das sich, bey einer sorgfältigen, und auf seine wahre Bedürfnisse aufmerktsamen Regierung, je länger, je mehr bessern muß. Es kann weit mehrere Einwohner fassen, als es bisher gehabt hat: und ich habe meine Absicht nicht verfehlt, da ich neue Bewohner einlud, sich dort niederzulassen. Es haben sich aus Deutschland, ja aus den besten Gegenden dieses Reichs, bereits so viele eingefunden, daß das Land zusehends blühender wird, und diese neue Ankömmlinge wohl nicht so bald an eine Veränderung denken werden.

Theresia.

Der Unterschied zwischen solchen Auswanderern ist doch gemeinlich sehr groß. Gut ist, wenn man sie genau beobachtet. Den meisten würde man vielleicht nicht Unrecht thun, wenn man sie unter das Ge-

30
findel rechnete, dem nirgends kein Schuß recht ist, wo es arbeiten und im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen soll. Wenn solche Leute durch eigene Schuld, durch Müßigang, und was dem anzuhängen pflegt, in Armuth gerathen sind, so eilen sie, voll leerer Hoffnungen aus ihrem Vaterlande, in welchem es ihnen, wenn sie nur selbst gewollt hätten, gut genug hätte gehen können, einem andern Lande zu, und träumen voraus von nichts als Freyheit und Ueberfluß, ohne müde Hände machen zu dürfen.

Friederich.

Diejenige, die sich mit solchen Phantastien trugen, hätten aus meinem Lande wegbleiben dürfen. Schlaraffengegenden sind in meinen Staaten nicht, auch in den fruchtbarsten. Mit Faulenzern kann keinem Regenten gebient seyn: und ich konnte sie gar nicht dulden. Ich habe aber auch Anstalten gemacht, und Befehle ertheilt, bey welchen denen, die Polnisch Preussen in so liederlichen Absichten zuwanderten, die Augen, zwar allemal zu ihrem Besten, zeitlich genug aufgehen werden.

Theresia.

In meinem neuen Polnischen Gebiete ist das Salz ein wichtiger Artikel. In Wielitschka werden jährlich über 600,000 Centner Salz ausgehauen. Die Einkünfte müssen also beträchtlich seyn.

Friederich.

Ueberhaupt ist das Ihnen in der Theilung zugefallene von großem Belange. Auch Rußland konnte nicht klagen, da es das größte Stück erhielt. Kein Wunder, daß der ganze Proceß, da er zu Ende war, etwas Aufsehen machte, um das wir uns aber nicht bekümmern durften, da wir im Frieden mit einander auskamen; und Polen, entweder, wenn es unzufrieden über uns war, sich nur selbst über seine Zwietracht, die uns herbenrief, anklagen durfte; oder, wenn es recht nachdenken wollte, uns für unsere Bemühungen zu seiner Beruhigung noch Dank wissen mußte.

Theresia.

Theresia.

Die letztere Betrachtung, die Sie da anstellen, Eure, hat besonders Eindruck auf mich gemacht. Man hört doch seit jenen Aufsitzen, nichts mehr von so verderblichen und zerstörenden Unruhen in diesem Königreiche, als vorhin. Zwar unmittelbar nach der Theilung erfolgte nicht gleich vollkommener Friede. Es war auch kein Wunder. Die Polen wußten nicht, wie ihnen geschehen. Es ist aber nur um einen geringen Zeitverlauf zu thun, so kehrt die süße Stelle zurück, und man wundert sich selbst, warum man diß edle Gut so mit Füßen von sich stossen konnte. Wir Nachbarn haben nun auch nähere und doppelte Verpflichtung, das durch uns beruhigte Königreich in dem für dasselbe so erwünschten Zustande zu erhalten, und bisher ist es uns geglückt. Das weitere überlassen wir unsern Regiments Nachfolgern. Mein Sohn, der seine neue Königreiche, Gallizien und Lodomarien, besonders ins Auge faßt, wird nichts versäumen, seine neue Unterthanen zu belehren, daß sie unter seinem Scepter nichts verloren haben. Auch Rußland hat sicher auf die Liebe derer zu rechnen, die es bey dieser Gelegenheit zu neuen Bürgern erhalten hat, da sie den Unterschied zwischen ihrem jezigen und vorigen Zustande nicht mißkennen werden.

Friederich.

Ich schätze bey dieser Sache diesen Umstand immer vorzüglich hoch, daß unser gutes Einverständniß alles zum Entzücken erleichtert hat, und daß unsere Kriegsarmee recht eigentlich Feiertage bey diesen Aufsitzen hatten; das wenige ausgeroddenen, was die Russische Truppen sich mit den tollen Conföderirten zu thun machen mußten. Auch wurde nichts übereilt. Man ließ den Polen Zeit genug, in sich zu gehen, und keine Verantwortung wegen den traurigen Folgen, die ihr so seltsames Betragen ihrem Vaterlande zuziehen mußte, auf sich zu laden. Aber sie wollten nicht. Daher waren ihre Klagen und Hefigkeiten, weil sie kraftlos waren, desto lächerlicher.

Theresia.

Die Magnaten in Polen dauerten mich doch bey der Veränderung, die sie erfahren. Ihre große Einkünfte schmolzen sehr. Kein Wunder, daß diese am meisten schrieten,

Friederich.

Friederich.

Man muß schreien lassen, was schreien will. — Und wer Macht und Befugniß hat, fährt, des Geschreys ungeachtet, fort, bis er fertig ist, mit dem, was er zu thun hat. Manche dieser Herren machten sich auch vorher unnütz genug. Es war Zeit, daß man sie lehrte, in sich selbst einzukehren. Sie haben das Glück von Polen nie mal gefördert.

Theresia.

Und so wären wir am Ende unserer Verrichtungen in Polen, die mit so augenscheinlichem Seegen vom Himmel bekrönt werden, daß uns beynahne nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Hätten wir das alles erhalten, diesem so ansehnlichen Zuwachs unserer Staaten? hätten wir unser Vorhaben, dem unglücklichen Königreiche, das bisher bey einer jeden Regierungsveränderung die schrecklichsten Aussichten hatte, thätig zu helfen, ausführen können, wenn wir nicht einig gewesen wären? Warum verstunden wir uns nicht baldere? Wie viele Zeit brachten wir mit Kriegen zu, die wir zu andern für unsere Staten und Untertanen heilsamen Dingen hätten anwenden können! Nach dem Lubertoburger Frieden war mein einziges Geschäft, nun meine Länder ausruhen, und sie die Früchte des goldnen Friedens genießen zu lassen.

Friederich.

Ich weiß es noch wohl, wie gerührt ich in diesem Zeitpunkte war. Nicht anders, als mit Entsetzen, dachte ich jederzeit an den Krieg, und ich verwünschte alles, was mich dazu nöthigte. Den langen Frieden benutzten Sie allerdings wohl. Es wurden Verbesserungen bey Ihrer Haus- und Staatswirthschaft vorgenommen, und mit allem Ernste fortgesetzt. Wer Ihnen das Exempel dazu gegeben, darf ich Ihnen nicht erst selber sagen.

Theresia.

Ich schämte mich nicht, von andern zu lernen. Wie schlossen einen Commercientractat mit einander, so, wie ich auch besonders mit Venedig. Vorzüglich ließ ich an der Tilgung meiner großen Staatsschulden

schulden arbeiten. Mein Sohn suchte, durch vielerley neue Einrichtungen, den Kriegsstaat zu verbessern, reiste auch, um mit eigenen Augen zu sehen, und sich selbst zu unterrichten, nach Böhmen, um die Gegenden zu besichtigen, in welchen in unserm letzten Kriege etliche merkwürdige Begebenheiten vorgefallen waren.

Friederich.

Auf die neue Einrichtungen Ihres betriebsamen Sohns und Thronfolger in Absicht auf die Verbesserung des Kriegsstaaats bin ich besonders begierig.

Theresia.

Daun empfahl auf seinem Todtenbette den General Lascy zu seinem Nachfolger. Sie können denken, daß die Empfehlung vom Gewicht war.

Friederich.

Mit Recht. Daun stund Ihren Herren wohl an. Ich rechnete mirs nicht zur Schande, mit ihm zu sechten.

Theresia.

Lascy wurde Präsident des Hofkriegsraths, und kaum sah er sich auf diesem Posten, so fieng er an, das Militär zu verbessern.

Friederich.

Worinn bestunden seine Anordnungen?

Theresia.

Vielleicht darf man gar sagen, er schuf es um.

Friederich.

Zum Exempel?

Viertes Stück.

E

Theresia.



Theresia.

Sein Hauptgrundsatz war, eine so zahlreiche Armee als immer die Kräfte meiner Staaten ertragen konnte, mit möglichster Sparsamkeit, in einen recht guten Stand zu setzen, und darin zu erhalten.

Friederich.

Der Mann sah richtig. An dem Endzweck, den er vor Augen hatte, ist lediglich nichts auszusetzen. Es kommt nur auf die Mittel an, zu diesem Endzweck zu gelangen.

Theresia.

Auch die Mittel verkannte er nicht. Oeconomie und Disci-
plin waren es, die er im Gesichte hatte. Er ist es, der der bisherigen Verfassung des Oesterreichischen Kriegswesens mehr Unterstützung und Dauerhaftigkeit zu verschaffen gewußt hat. Das ist wirklich ein Verdienst, das er vor manchen seiner würdigsten Vorgänger voraus hat! denn, das werden Sie vielleicht auch wissen, Sire, daß die heutige Militärökonomie bey meinen Truppen vornehmlich durch seine Fürsorge und Maasregeln einer von der ehemaligen sehr verschiedenen Gestalt angenommen hat.

Friederich.

Alles gut, Madame! Nur loben Sie mir Ihren Lascy nicht zuviel; am allerwenigsten auf Unkosten aller andern würdigen Feldherren, die vorher in Ihren, oder Ihres Hauses überhaupt, Diensten gestanden sind.

Theresia.

Ihre Erinnerung ist nicht zu verachten, Sire. Ich würde mich aber über meine Lobsprüche bey Lascy gewiß der Sünde nicht schuldig machen, vor der Sie mich warnen.

Friederich.

Sie sind nicht soweit davon entfernt, als Sie wohl denken, Madame. O Ihre Daun und Laudons waren Feldherren, zu denen sie sich Glück wünschen durften.

Theresia.

Theresia.

Das läugne ich damit nicht, wenn ich diesem so großes Lob ertheile. Wer wird so stolz seyn, daß er bey seinen Sachen und Anstalten, wenn sie wirklich noch so gut sind, Verbesserungen für unmöglich hält?

Friederich.

Sie gehen nicht ins Detail, Madame, worinn den eigentlich Lasceys großes Verdienst gestanden sey? Darauf wäre ich begierig.

Theresia.

Sie würden nicht Geduld haben, Sire, wenn ich Ihnen die einzelne Verdienste dieses Mannes auseinander setzen, und nach der Reihe hererzählen wollte. Ich will mich so kurz fassen als möglich ist. Der Gedanke war schon etwas werth, daß er seine Verbesserungen zu einer Zeit anfieng, da der Friede noch dauerhaft schien, und sobald kein neuer Krieg zu besorgen war. Der siebenjährige Krieg hatte die Hälfte von Europa so viel wissen lassen, daß man sicher seyn konnte, die Interessenten bey jenem würden ihre Schwerdter gern noch eine Weile in der Scheide lassen wollen, um sich von ihrer Verblutung nach und nach wieder zu erholen. Auf dieses gewiß nicht leere Råsonnement gründete er seine Unternehmung.

Friederich.

Ehe Sie fortfahren, Madame, muß ich Ihnen doch einen schweren Vorwurf nicht verschweigen, den man den neuen Anordnungen des Lascey gemacht hat. Wie Sie darauf antworten wollen, will ich gerne hören.

Theresia.

O ich merke schon, worauf Sie zielen. Auf seine Begünstigung des Handels mit den Officirstellen. Nicht wahr? die Antwort wird dem Einwurf auf dem Fuße folgen.

Friederich.

Sie nehmen diß einmal etwas zu leicht, doch, ich will hören.

E 2

Theresia.

Theresia.

Meine Armee hatte gar zu viele alte Officiers. Diese waren bey dem alten Herkommen grau geworden, und hatten zu einer Zeit sich dem Kriegsdienste gewidmet, da man so viel von Officiers nicht forderte, als man in Zukunft von ihnen fordern wollte, und bey den neuen Einrichtungen konnte. Diese Leute konnten brav und tapfer sehn; allein das alte zu vergessen, und wieder, gleichsam von vorne in die Schule zu gehen, das mußte sie sauer ankommen. Nun aber gehörte es in Lascys Verbesserungsplan, das Alte schnell vergessen, und das Neue schnell begreifen zu machen. War es nun nicht wohl gethan, den alten Officiers die Freyheiten zu lassen, ihre Stellen verkauffen zu dürfen? Und erreichte man nicht hierdurch drey sehr vortheilhafte Absichten auf Einmal?

Friederich.

Ich werde immer begieriger, sorge aber, Dinge zu hören, die sehr vielen Bedenklichkeiten ausgesetzt seyn würden.

Theresia.

Darauf wird sich antworten lassen. — Die erste gute Absicht, die man hiebey erreichte, war die: Man durfte nun den durch den Verkauf ihrer Stellen aus dem Dienste getretenen Officiers keine Pensionen mehr auszahlen lassen. Rechnen Sie, Sire, wie viel der Staat hiebey gewinnen mußte.

Friederich.

Nicht aller Gewinn ist Gewinn, Madame.

Theresia.

Das mußte Gewinn für die Kriegskasse seyn, und der gleichsam zur Ruhe gesetzte Officier durfte nicht Noth leiden. Man verschaffte ihm durch die Freyheit, seine Stelle zu verkauffen, die Gelegenheit, sich selbst zu versorgen, indem er sich ein Capital erwarb, von dem er sehr gemächlich leben konnte, ohne dem Staat zur Last zu fallen. Viele ergriffen

griffen dieß mit beyden Händen, ohne Verlust ihrer Ehre, ihre Tage in Ruhe zu beschließen, und waren eben nicht sehr übel darauf zu sprechen, daß sie den ihnen, als Männern lästigen Verbesserungen überhoben bleiben konnten.

Friederich.

Alles gut, Madame. Aber das wollte ich vorhin sagen, daß nicht aller Gewinn wahrer Gewinn ist. Ein paar Tonnens Golds an Pensionen erspart; und hingegen alte, versuchte Officiers dagegen verloren, sollte das wahrer Gewinn seyn? des bereden Sie mich wohl nicht, Madame.

Theresia.

Wäre das mitten in Kriegszeiten geschehen, so würde Ihr Einwurf unwiderleglich seyn? Ich sagte Ihnen aber ja vorhin, daß Lascy weislich den Zeitpunkt abgewartet habe, wo man vor Krieg sicher seyn konnte, und auch von noch so erobrungssüchtigen und Kriegslustigen Nachbarn nichts, lediglich besorgen durfte, weil ihnen die Nachwehen des siebenjährigen Krieges die Lust, wieder anzubinden, wohl entleidet hatte. Sie verstehen mich doch, Sir?

Friederich.

Alle Worte, Madame! der erobrungssüchtige und kriegslustige Nachbar, wie Sie ihn nennen, denn Sie reden nur von Einem — und den Sie ohne Zweifel im Sinn haben, mußte sich allerdings erholen, das ist gar nicht zu läugnen. Aber er hatte sich vielleicht doch bald erholt, als andere. Und man durfte ihm doch nicht allzuwohl trauen. Und wenn er denn der erobrungssüchtige Nachbar, mit Ihnen zu reden, war, so hätte er ja eben deswegen, weil er wissen konnte — denn solche Verbesserungen, dergleichen Lascy vornahm, können nicht im Dunkeln und in Geheim vorgenommen werden — daß die alte Officiere vom Schauplatz abtraten, den Einfall haben können, mit den neuen einen Gang zu wagen, in nicht ungegründeter Erwartung, daß die Sache doch gut ausfallen könnte.

E 3

Theresia.

Theresia.

Es erfolgte aber kein Krieg: Lascys Einfall kam also zu rechter Zeit. Eine andere gute Seite hatte diese Reforme. Das wissen Sie selbst, Sie, daß jene alte Officiers, wenigstens mehrere von ihnen, aller Vermuthung nach, wie nun eben die Menschen sind, dem Verbesserer Lascy so hold nicht seyn konnte. Man haßt neue Anstalten voraus, weil sie neu sind, wenn man auch so gar von dem Vortheilhaftesten, daß sie haben, von ihrem wahren Vorzuge, in seinem innersten überzeugt wäre: Und man ist denen, von denen sie herkommen, gram, wenigstens nicht recht gut, so gut, als von Rechtswegen jeder Officier seinem General seyn soll. Neid und Misgunst tritt hier ein. Man hält diese Veränderungen für Schmach für den alten Feldherren, unter dem man gedient hat, dem man etwa viel Dankbarkeit schuldig war, u. s. w. Diese Neider verlor Lascy, da sie ansser Dienst traten, und erhielt an ihrer Stelle junge feurige Officiers, die ganz für denjenigen eingenommen seyn mußten, durch dessen Anstalten und Verordnungen sie ihre Kriegschargen erhalten hatten. Nun haßten sie von ganzem Herzen und aus allen Kräften zu jeder Verordnung, die ihr geliebter und angebeteter Beförderer in Vorschlag brachte. Zugleich wurden sie desto brauchbarere Officiere je länger sie im Dienste waren, weil sie in ihren näheren Jahren eine so gute und vortheilhafte Bildung erhalten hatten. Glauben Sie, Sire, dieß waren die Ursachen, warum Lascy so schnell und so glückliche Fortschritte machen konnte.

Friederich.

Wiel Schein, Madame, aber bey weitem nicht so viel Gründlichkeit, als man meinen möchte. Vor allen Dingen vergeben Sie mir, wenn ich durchaus an dem Satz zweifle, den Sie aufstellen: daß Ihre Armee zu viele alte Officiers gehabt habe. Eine Armee kann deren niemals zu viele haben. Sie sind der Kern des Kriegsheeres, und der Kern kann nie zu völlig seyn. Ich fühlte es in meinen ehemaligen Kriegen wohl, wenn mir alte versuchte Generale entzogen wurden. Worinn bestand ehemals die Stärke der Griechischen, Römischen und anderer Armeen, als in der größern Anzahl ihrer alten Versuchten Kriegsleute? Ich für meinen Theil war aus Erfahrung und Grundsätze überzeugt, daß sie das
 Mark

Markt einer Armee sind, und daß man nicht damit überladen seyn kann. Der Feldherr, der Ihrem Großvater und Vater so unsterbliche Dienste geleistet hat, Eugen, hielt mit dem größten Eifer, mit der genauesten Sorgfalt, über die alten Officiers, und hielt sie für das größte Kleinod seiner oft sehr kleinen Heere. Wie oft hat er mit diesen weit zahlreichere Armeen geschlagen, weil sie ihm das, was an der Menge fehlte, durch innere Güte reichlich ersetzen, wenn oft sogar jene die trefflichste Befehlshaber an ihrer Spitze hatten. Einmal Eugen würde zu Ihres gepriesenen Lascys Verbesserungen wenigstens in diesem Punkte, den Kopf geschüttelt haben. Noch etwas kann ich Ihnen nicht verhalten. Sie sagen, daß Ihre Armee nach dem siebenjährigen Kriege zu viele alte Officiers gehabt habe. Wie soll das zugegangen seyn? Sollten sie etwa nicht durch diesen schon zu einer so mächtigen Anzahl herabgekommen seyn, daß ihre Menge Lascy'n nun nicht mehr anfechten, und ihn sorglich machen durste, wo man mit dem Ueberfluß hin wolle?

Theresia.

So gewiß Sie Ihrer Sache immer seyn mögen, Sire, so kann ich doch darauf antworten. Es ist wahr, der traurige Krieg, den Sie berühren, mußte viele Officiere, und unter diesen auch alte, aufreiben. Doch blieben auch noch alte übrig. Und mehrere von diesen suchten, weil sie im Frieden auf keine schnelle Beförderung sich mehr Rechnung machen konnten, in Ruhe gesetzt zu werden. Geschahe diesen durch Lascys Anstalt, die Stellen zu verkaufen, nicht ein größerer Dienst, als wenn sie eine Pension bekommen hätten? Diese hörten nach ihrem Tode auf: Jenes Capital aber, das ihnen ihre Chargen verschafte, blieb, und konnte auf ihre Erben kommen.

Friederich.

Diese Betrachtung ist nicht leer. Doch erschöpft sie meinen Einwurf nicht ganz. Ueberdies will mir das nicht recht einleuchten, daß man bloß, um dem Staat Pensionen zu ersparen, eine Art von Jahrmarkt unter der Armee ausgerichtet, und den Oesterreichischen Dienst in übeln Ruf gebracht hat. Darum dachten Sie vielleicht gar nicht, daß man auf diese

diese Reise zwar auf der einen Seite manchen Gelegenheit verschaffte, sich selbst zu versorgen: Zugleich aber weit mehrere, die hinter ihnen waren, auf viele Jahre Rang und Brod, worauf sie um ihrer langwierigen Dienste willen den gerechtesten Anspruch hatten, geraubt hat. Was kam am Ende heraus? das, daß der eine Theil der Armee mit Mißvergnügten, der andere mit Ungeübten und Unerfahrenen besetzt wurde. Wahrlich, Lascy hat die Folgen nicht übersehen. Ich wette er würde sonst mit diesem Gedanken zu Hause geblieben seyn.

Theresia.

Er übersah sie gewiß. Doch, um Ihnen nicht ganz Unrecht zu geben, darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß er dasebst den Anfang gemacht hat, wieder diesen Handel zu eifern, nachdem er einmal alle Hindernisse bey Seite geschafft, und so viele in sein patriotisches Interesse gezogen hatte, als er zu seinem vorhabenden Werk bedurfte.

Friederich.

Lascy habe sich, das führten Sie vorhin auch als einen Verdienst bey diesem Verkauf an, dadurch diejenigen vom Halse geschafft, die ihm um seiner sogenannten Neuerungen willen etwas hätten abgeneigt seyn mögen. — Wo die Disciplin, wie es seyn soll, gehandhabt wird, darf sich ein General vor denen, die unter ihm stehen, nicht fürchten. Er darf, wenn er seiner Sache gewiß ist, seinen Weg getrost fortwandeln, ohne sich um die saure Gesichter der Mißvergnügten zu bekümmern. Und diese Mißvergnügten verstehen entweder die Sache, oder nicht. Im ersten Falle darf man darauf rechnen, daß sie bey reiferem Nachdenken zur Belehrung kommen, und also von ihrem Mißvergnügen zurückkehren werden: und im andern hat man nach ihrer übeln Laune nicht soviel zu fragen, daß man auf Mittel und Wege denken müßte, sie sich vom Halse zu schaffen. Und so habe ich auch noch über den dritten Vortheil etwas zu sagen, den Sie angeführt haben, daß man an der alten Officiers Stelle junge erzieht, die ganz für den eingenommen seyn mußten, dessen Anstalt sie ihre Chargen zu danken hatte. Hierinn erlauben Sie mir ganz anderer Meinung zu seyn. Ich Sorge beynähe das Gegentheil hiervon werde eintreffen.

Der

Der junge Officier wird weit eher für seinen Geldbeutel eingenommen; Denn, ohne diesen, denkt er, würde mich Laszys Reforme nichts genützt haben. Dieser nun macht ihn muthig und trohig; hat er Reichthum, so überspringt er gar, durch Beyhülfe dieses allvermögenden Dings manche Kriegsstellen, avancirt schnell, weiß sich Gemächlichkeit um Nachsicht im Dienste zu verschaffen, u. s. w. Urtheilen Sie selber, ob dies der Weg ist, ein Verdienstvoller Officier zu werden, und nicht vielmehr für manche, eine ebene Bahn, ich will nicht sagen, was? zu werden?

Theresia.

Darauf habe ich bereits vorläufig geantwortet, Sire, wenn Sie sich erinnern. Laszcy eiferte wieder seine eigene Anstalt, so bald er einmal seine Hauptabsicht erreicht hatte. Und fürs andere, wenn einige so weit verfallen, daß sie thun, was sie eben sagten, so sind das bey weitem nicht alle, und wohl gar nur der kleinste Theil. Und auch diesen kann man Zaum und Gebiß ins Maul legen, daß sie nicht soweit herabsinken, als ohne genaue Aufsicht und strenge Disciplin wohl geschehen würde, die Officiers Ihrer Armee sind doch auch wohl nicht alle die auserlesenste Muster der Tugend. An Ercessen fehlt es sogar in Berlin nicht, wenn schon die Stellen bey Ihrer Armee nicht verkauft werden.

Friederich.

So stolz bin ich nicht jenes zu behaupten. Und Ercesse bey meinen Officiers läugne ich nicht. Aber ich habe doch nicht selbst Gelegenheit dazu gegeben. —

Theresia.

Daran zweifle ich auch nicht. Ihre Genauigkeit über Disciplin und Ordnung ist bekannt. Aber, frenlich, wo ist das Kriegsbeer, das lauter untadelhafte Officiers aufweisen könnte? Laszcy machte aber noch mehrere Anstalten, mit denen Sie vielleicht besser zufrieden seyn werden, als mit den bisher berührten.

Friederich.

Es kann seyn. Ich will nicht voraus entscheiden. Wie heißen diese Anstalten?

Viertes Stück.

§

Theresia.



Theresia.

Im Hofkriegsrathe herrschten viele Mängel, besonders im Innern desselben. Er suchte, ihnen abzuhelfen, und es glückte ihm.

Friederich.

Das muß ich mich doch einwenig befremden lassen. So viel mir bekannt ist, — denn, aufrichtig zu sagen, ohne Kenntniß Ihres Militärs, und was dazu gehört, war ich niemals — hatte Daun schon Fehler dort entdeckt, zu einer Zeit, da Laszy von dem erhabenen Posten noch sehr ferne war, auf welchem er sich hernach als einen so stattlichen Reformator zeigte, und Ihnen Vorschläge gethan, wie den Mängeln abzuhelfen wäre.

Theresia.

Ganz kam es doch nicht zu Stande, was Daun allerdings geraume Zeit vorher projektirt hatte. Woran es fehlte, weiß ich wirklich nicht mehr. Laszy ließ sich das irren, daß Leute im Hofkriegsrath Sitz und Stimme hatten, denen es, bey aller Wissenschaft, die sie sonst besitzen mochten, am besten fehlte, an Kenntniß des Kriegswesens. Die meiste waren bürgerliche Kriegsräthe, offenbare Inconvenienz war es, daß solche Männer oft die Plane der Feldherren im Hofkriegsrathe vor ihr Gericht zogen, Befehle erteilten, Schlachten zu liefern, und über andere Dinge von dieser Art mehr entschieden. Dieß ist nun abgeschafft. Die eigentliche Besitzer und Räthe sind jetzt Militärpersonen.

Friederich.

Ganz gut, Madame! Waren nicht etwa auch Geistliche im Hofkriegsrathe, Bischöfe, Kardinäle, u. d. g. m.? Am Hofe zu Wien hielt man sonst diese Klasse von Menschen bey allen Arten von Geschäften für unentbehrlich. Sie mußten ihre Hände überall, also auch in Kriegssachen haben. —

Theresia.

Sie haben Recht, Sire. Es war ein Fehler, den Laszy auch einsah und abschaffte, daß man sie für unentbehrlich hielt, so wie

wie es ein Fehler ist, wenn man diese Klasse von Menschen für ganz entbehrlich hält. —

Friederich.

Wir streiten hierüber nicht, Madame. Ich dachte, Sie würden mir antworten, daß einmal auch Kardinäle und Bischöfe Armeen commandirt, und mit Ruhme commandirt haben.

Theresia.

Hätten Sie nicht die Geistliche zuerst berührt, so wären sie mir in dieser meiner Unterredung nicht über die Lippen gekommen.

Friederich.

Wir legen Kardinäle, Bischöfe, Aebte, ic. auf die Seite. — Sie haben also so grosse Begriffe von der neuen Einrichtung des Hofkriegsraths? Wie aber, wenn ich Ihnen sage, daß sie bey aller ihrer Güte, die Sie ihr zuschrieben, gar einen wichtigen Fehler hat?

Theresia.

Was für einen?

Friederich.

Sollten Sie nicht selbst darauf fallen? Dieser Hofkriegsrath hat seinen beständigen Sitz in der Residenz. Bis Berichte oder Befehle hin und her laufen, o wie viel kann inzwischen geschehen? In dringenden Fällen, die keinen Aufschub leiden, muß wahrlich dem Feldherren der wider einen andern zu Felde liegt, der seine Verhaltungsbefehle erst oft weiß nicht wie viele Meilen weit, bey Hofe holen muß, mit einem solchen Hofkriegsrath ganz vortreflich gedient seyn; dieser hat Vortheile in den Händen, aber er darf sie nicht benutzen, warum? weil sie nicht in dem im Hofkriegsrath entworfenen Operationsplan stehen. Er muß erst an Beförde berichten, und Befehle erwarten. Bis dieß geschehen ist, hat sich oft die Lage der Sachen verändert, oder er hat eine Schlacht verloren, zu der ihn der Feldherr, der seinen Hofkriegsrath bey sich hat, einlub.

F 2

Ich

Ich gestehe, daß ich mit diesem Ihrem Hofkriegsrath in Wien, während des siebenjährigen Kriegs, oft ganz wohl zufrieden war: Ich konnte oft vor dem Angesichte Ihrer Armeen vorbeymandriren, weil ich wußte, daß Ihre Generale ihren Posten nicht eher ändern durften, als bis man von Wien aus das gehörige verfügt hatte. Meine Schlachten waren oft im Reinen, wenn man in Wien noch berathschlagte, ob man schlagen, oder ein Treffen vermeiden solle.

Theresia.

Ich gestehe, der Einwurf ist stark, und war wirklich während meiner Regierung unbeantwortlich. Ich denke aber, mein Sohn wird darauf antworten, oder schon geantwortet haben. —

Friederich.

Sie meinen vielleicht im Bayrischen Erbfolgekrieg? diesen wollen wir nicht vergessen: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Wir wollen vorher nur noch eins und das andere vor uns nehmen.

Theresia.

Man darf ja nur den Hofkriegsrath ins Hauptquartier der Armee verlegen.

Friederich.

Das läßt sich hören, wenn die Kriegführende Macht nur an Einem Orte eine Armee stehen hat. Aber, wie, wenn an mehreren? wie viel Hofkriegsräthe als denn? Und gesetzt, auch das ließe sich machen; so ist ein Rath, der aus so vielen Köpfen besteht, immer mißlich.

Theresia.

So können Sie sprechen, Sire, weil Sie der Hofkriegsrath Ihrer Armee selbst waren. Und doch hatten Sie auch an verschiedenen Orten zugleich Kriegsheere? Was Sie mir antworten, soll Ihnen geantwortet seyn.

Friederich.

Friederich.

Nun meinetwegen also! Lascey soll der Reformator seyn, für den er gepriesen wird. Ich habe nichts dawieder. Ihre Kriegseinrichtungen konnten Verbesserungen brauchen, wenn Sie mirs nicht ungütig nehmen wollen. Ob diese Lascey'n oder einem andern überlassen würden, daß ist mir einerley. Nur wollte ich für Daun bitten, andern nicht auf seine Unkosten zu viel Wehrauch zu streuen. Daun war ein Feldherr, der Verdienste hatte, die andern, so gar Laudon und Lascey'n fehlten. Ich weiß, wer diese besonders gegen den Landmann, im Kriege, waren, und war Daun und Bek?

Theresia.

Ein solcher Unterschied wird auch unter Ihren Generalen seyn, wie unter den Feldherrn aller Armeen?

Friederich.

In gewisser Maasse. Doch ist Härte ic. gegen Feindes Land einem Kriegsheer vor dem andern eigen. —

Theresia.

Ueber dieses, wie über vieles andere, das zum Militär gehört, müßten Sie meinen Sohn fragen. Dieß war für mein Herz eben nicht daß angenehmste: daher überließ ich es jenem ganz. Er ist sehr thätig, und will immer beschäftigt seyn. Hier fand er Gegenstände genug für seine Betriebsamkeit. Die Armees durfte er nun ganz als sein Eigenthum behandeln. Er hielt das Kriegswesen für die Stütze seiner Staaten, und in diesem Gesichtspunkt widmete er sich derselben ganz, fragte nach allem, was hierauf nur den mindesten Bezug hatte, und bildete durch sein Muster die andere in seiner Armees. Kurz, man sagte im Anfange von ihm: Unser Kaiser ist ganz Soldat.

Friederich.

Es ist gut, daß Sie hinzusehen: im Anfang. Denn nach Ihrem Tode, Madame, eben, als ob er vollkommen gewußt hätte, was

was er für Projekte auf den Zeitpunkt versparen müsse, da er nicht mehr Erbthronfolger und Mitregent der Oesterreichschen Monarchie, sondern Alleinherrscher seyn würde, führe er Dinge aus, die mit dem Militär nichts zu thun hatten, und die Sie nun vermuthlich als Neuigkeiten von mir anhören werden.

Theresia.

Wenn ich nicht irre, so haben wir sonst schon davon gesprochen. Sie betreffen die Geistlichkeit?

Friederich.

Ja, und alles, was dazu gehört. Es schien, als ob er wirklich Rom und seiner Klerisey den Krieg förmlich angekündigt hätte.

Theresia.

Nicht doch, Sire: So wird es nicht zu verstehen seyn. Ohne Zweifel hat er Mißbräuche abgeschafft, die schon längst hätten abgeschafft werden sollen.

Friederich.

Warum warteten Sie denn so lange, und überließen eine Sache ihrem Thronfolger, die nie zu früh geschehen kann?

Theresia.

Zeit und Umstände ließen es nicht zu, daß ich Hand ans Werk legte. Bey ihm war es ein anders. Sie werden doch nicht tadeln, was Er gethan hat? welches waren denn die die Reformen?

Friederich.

Er hielt die Schärfe der Censur für eine Haupthinderniß der Aufklärung. Man will behaupten, daß Sie eine große Freundinn von dieser Strenge gewesen seyen, und daß Sie manchen Ihre Ohren in Absicht

Absicht auf dieses Stück der Handlung der Religion geliehet haben, denen Sie Ihre Gnade gewiß nicht geschenkt hätten, wenn Sie ihnen ins Herz sehen können. —

Theresia.

Die Pressfreyheit hilft dazu, daß die Religion untergraben, und die Sitten verschlimmert werden. Konnte ich also zu strenge in meinen Grundsätzen dießfalls seyn.

Friederich.

Hierüber streite ich nicht mit Ihnen. In meinen Staaten ist auch Pressfreyheit, wie man sie nur wünschen kann. Nun gieng es aber weiter über den Pabst.

Theresia.

Ich war eine eifrige Verehrerin des heiligen Stuhls! zugleich aber weit entfernt, zu allem Ja zu sagen, was er verfügte. Wenn Joseph II. meiner Meinung ist, so kann ich dawieder nichts einwenden.

Friederich.

Er fieng an den Zufluß mancher schönen Summe nach Rom zu hemmen.

Theresia.

Auch das ist nicht zu verwerfen, wenn es mit Maasse geschieht.

Friederich.

Man will behaupten, es seyen mehrere Millionen, die Joseph nun zu Hause behalte, und sich an die Klagen Roms über diese versiegene Quelle nicht lehre.

Theresia.

Ich müßte genauer hievon unterrichtet seyn, wenn ich sicher urtheilen sollte.

Friederich.

Friederich.

Er hub eine Menge Klöster auf. Dieß ist es, und, was damit verbunden war, worüber man am meisten schrie,

Theresia.

Zu viele Klöster hatten meine Staaten, und ihre Reichthümer waren auch zu groß, als daß man die Sache immer ihren alten Gang hätte können gehen lassen.

Friederich.

Er befahl, daß die Bischöfe in ihre alte Rechte wieder eintreten, und die Dispensationen erteilen sollten, die man sonst nur in Rom suchen durfte.

Theresia.

Das mag mein Sohn mit dem Pabste selbst ausmachen.

Friederich.

Er räumte den Bischöfen die Gerichtsbarkeit über die Klöster ein.

Theresia.

Das läßt sich sehr wohl hören.

Friederich.

Dachten Sie ehemals auch so?

Theresia.

Theresia ist nicht Joseph. Er hats gethan, und wird wissen, warum?

Friederich.

Er zerriß den Zusammenhang der Provinziale mit den Generalen zu Rom.

Theresia,

Theresia.

Darüber wird sich freylich der Pabst ein wenig gewundert haben. Doch, man kann die Leute belehren.

Friederich.

Er zog die Verleihung der bischöflichen Beneficien an sich.

Theresia.

Daran arbeitete ich während meiner Regierung schon sehr stark. Wenn es ihm gerathen ist, desto besser.

Friederich.

Was nicht Mutterliebe thut! hätte man Ihnen ehemals verglichen Dinge nur vorschlagen dürfen?

Theresia.

So durfte man sie doch bey meinem Sohn in Vorschlag bringen.

Friederich.

Er verbot Pöbstliche Breven und Bullen kund zu machen, ehe man sie der Landesherrlichen Einsicht vorgelegt haben würde.

Theresia.

Nicht mehr, als billig!

Friederich.

Ihre Begriffe müssen sich sehr aufgeläret haben, Madame!

Theresia.

Weiter!

Viertes Stück

G

Friederich.

Friederich.

Haben Sie noch nicht genug an diesem? Ich dachte, das wäre schon ein feines Tagwerk für Ihren Sohn.

Theresia.

Er wird gewiß damit fertig werden.

Friederich.

Vermuthlich wird es Ihnen sehr unerwartet seyn, was ich über das alles urtheile.

Theresia.

Hoffentlich würden Sie es billigen, wenn es nur nicht — — — wäre!

Friederich.

Darauf schenken Sie mir die Antwort, Madame, oder nehmen Ihren Satz lieber gar wieder zurück.

Theresia.

Ja, wenn er beleidigend seyn sollte, von Herzen gern!

Friederich.

Wollten Sie wohl mein Urtheil über die Reformen Ihres Sohnes anhören?

Theresia.

Warum nicht?

Friederich.

Die Vorkehrungen Ihres Sohnes müssen allerdings für seine Schatzkammer nicht von geringem Belange seyn. Verstehen Sie mich recht, Madame. Ich war auch gegen meine Schatzkammer nicht gleichgültig. Ich mache also Joseph II. durchaus keinen Vorwurf daraus. Ein Landesherr, der für sich und seine Unterthanen gebührend sorgen will, hat

hat Befugniß genug, nach einer Klasse von Leuten; die auf Unkosten des Staats sich bereichern, ohne dem Staate zugleich zu nützen, zu sehn. Dieß, dünkt mich, sey der Fall bey den Reformen des Kaisers, z. B. bey seinen Klosteraufhebungen, bey der Hemmung der Geldzuflüsse nach Rom, u. s. w. Aber ich habe einen Gedanken, den ich, zum Vergnügen Josephs ungegründet wünsche.

Theresia.

Sehr gütig, Sire! wie lautet dieser Gedanke?

Friederich.

Ob seine Unterthanen, an deren Lieb und Vertrauen ihm doch gelegen seyn muß, und gewiß gelegen ist, diese Reformen so gelassen ertragen können, als er wünschen wird und muß?

Theresia.

Sie reden aus meinem Herzen, Sire. Das war es immer; warum es bey meiner Regierung, so einleuchtend man mir alles machte, nie recht fort wollte, wenn dergleichen Dinge aufs Tapet kamen. Allein, Sie wissen doch, daß die Aufklärung in allen Staaten seit einigen Jahren mit starken Schritten fortgeht. Diese lehrt Dinge verdauen, die einige Zeit vorher sehr unverdaulich waren.

Friederich.

Sollte sie auch in den Oesterreichischen Staaten solche Schritte gemacht haben? Wissen Sie etwa von den unzähligen Schriften, die eine Folge der Censurfreyheit waren, und rechnen Sie auf diese?

Theresia.

Ohne Anstand! dieß ist es eben, was ich sagen wollte. Lassen Sie auch viele unter diesen Schriftchen, meinerwegen die allermeiste, schlecht seyn, so konnte das Volk, auch aus schlechten, wenigstens
 G 2 etwas

etwas gutes lernen. Aber es waren auch sehr gute, belehrende, gründliche darunter, die den Absichten meines Sohnes gerade und vollkommen angemessen seyn mußten. Die Leute wurden doch auf einige Vorurtheile, Misbräuche, Gebrechen, Mängel und Thorheiten aufmerksam gemacht. Und dieß war schon ein Grund auf welchen man, und vorzüglich die bessere Schriftsteller, fortbauen durfte.

Friederich.

Hey weitem nicht, Madame! Sie sezen einmal das Verdienst dieser Schriften, deren Zahl beynabe Legion ist, zu hoch an. Ich gertraue mir, Ihnen zweyerley darauf zu antworten. Erstlich können Sie den Eindruck nicht machen, den Sie vermuthen, weil sich Begriffe von solchen Dingen, die der allgemeine Volksglaube ganze und mehrere Jahrhunderte hindurch geheiligt hat, so bald nicht auslöschten lassen, und solchen Dingen, wenn es auch nichts als Kirchenzucht und Cerimonien wären, der Eingang nur sehr schwer verschafft wird. Und daß dieser mein Zweifel nicht ganz leer sey, weiß ich zuverlässig. Glauben Sie mir, Joseph, Ihr Sohn, mag noch so rasch und eifrig seyn, Aberglauben und Pfafferey zu zerstören, er findet mehr Hindernisse, als er weißt, und als man ihm, aus guten Gründen bekantt werden läßt.

Theresia.

So schnell wird es nicht gehen, das glaube ich selbst, und begreife es leicht; ich müßte meine Oesterreicher sonst gar nicht kennen. Aber es wird doch ein Anfang gemacht; und je langsamer es geht, desto dauerhafter wird es seyn.

Friederich.

Mein zweyter Einwurf ist der: Auf jene so genannte Aufklärungsschriften, ihre Zahl mag noch so groß seyn, ist eine eben so grosse Anzahl Widerlegungsschriften gefolgt. Glauben Sie nicht, daß man diese wenigstens eben so begierig, oder noch begieriger gelesen habe? Sie kennen Ihre Oesterreicher, sagten Sie so eben. Nun so werden Sie auch wissen, daß villeicht ausser den Bayern keine deutsche Nation so feste

festen an dem Außern der Religion hänge, als sie, und daß sie glauben, man nehme ihnen alles, wenn man ihnen dieß nimmt. Hieraus folge auch, daß eben jene Christen, in welchen wahrlich nicht viel Feinheit herrsche, so grosse Dinge nicht bey ihnen haben thun können, und daß die denselben entgegen gesetzte unfehlbar ein grösser Glück machen werden. Ueberhaupt aber kann ich Ihnen die zuverlässige Nachricht geben, daß nicht nur die Geistliche, und die ihnen ergebene in Ihren Staaten, sondern auch andere, die keine Freunde und Verehrer der Klerisey sind, ziemlich zweydeutig über diese so schnelle Veränderungen denken und urtheilen.

Theresia.

Ich komme auf sonderbare Gedanken, Sire, daß ich Sie in diesem Ton reden höre. Brandenburgs Unterthanen jauchzeten über das Glück unter einem Regenten zu stehen, der Aufklärung, Freyheit im Denken, und Freyheit von allem Joch der Klerisey, in jeder Kirche, zum grösssten Ruhme seiner Regierung machte. Mißgönnen Sie etwa meinem Sohn eben diesen Ruhm, oder weisagen Sie der Oesterreichischen Monarchie aus diesen Anstalten in der Folge eine Größe, die die Mißgunst reizen könnte.

Friederich.

Wie gedacht, so geschehen? das vermuthete ich. Aber Ihr Verdacht ist ungegründet. Ich würde diesen Argwohn von Ihrer Seite vielleicht verdienen, wenn ich glaubte, daß Joseph seine Absichten in dem Grade erreiche, als er sie zu erreichen hoft. Allein an dem ist es gewiß nicht. Er findet nicht einmal so viel Beyfall, als man die Leute immer gern glauben machen möchte. Ja so gar, er findet Hindernisse, wo er die besten und rühmlichsten Absichten hat. Soll ich Ihnen meine Meinung von diesem ganzen Handel kurz und rund sagen? Die Oesterreicher sind noch die Leute nicht, die das Glück fassen und fühlen können, das ihnen Joseph in seinen Reformationen anbietet. Sie sind noch wie die Kinder, die schreyen, wenn man ihnen ihre Puppen nimmt; und etwas von der Hand weisen, das im Grunde viel mehr werth ist, als das, was sie mit Gewalt behalten wollen. Man muß sie nach und nach erst dahin bringen, daß sie es für ein Glück halten, was man neues mit ihnen

ihnen anfangt, daß sie mit beyden Händen darnach langen, wenn mans ihnen von ferne zeigt, nicht aber erschrecken und wehklagen, wenn man ihnen entweder dieß aufzwingt, oder jenes mit Gewalt entreißt.

Theresia.

Ich hoffe, diese Reflexionen, die ich nicht gerade zu verwerfen möchte, werden meinem Sohn auch eingefallen seyn. Warum er sie nicht befolgt hat, darüber müßte man ihn selbst fragen. Auch hat er Leute um sich, die ihm mit guten Rathschlägen an die Hand gehen, und auf die er sich verlassen kann.

Friederich.

Sollten Sie wohl das, da Sie noch um ihn waren, bemerkt haben? An einsichtsvollen Ministern, die er hat, zweifle ich nicht. —

Theresia.

Ober, war ihm jener Weg zu langsam. Warten, bis die Leute belehrt sind, das möchte ihm zu lange anstehen.

Friederich.

Je länger es ansteht, desto dauerhafter ist das, was dann doch bewürkt wird. Allzuschnelle und rasche Reformationen haben noch selten ein 'rechtes Glück gemacht. Ein Regent, der Macht in Händen hat, kann freylich viel, sehr viel thun. Aber ob er allemal damit zuwege bringt, was er will. —

Theresia.

Mich wundert. —

Friederich.

Ich darf Ihnen doch wohl hierinn mein eigen Beispiel, ohne Anmaßung vorhalten. Sie wissen, daß in dem Breslauer Frieden ausdrück-

ausdrücklich bedungen worden ist, die Katholische in ihren Rechten, Freyheiten, Religionsgebräuchen, und was dergleichen mehr ist, ungekränkt zu lassen. Man meint vielleicht Wunder, wie sauer mich das, als einen protestantischen Regenten, ankommen würde. Aber, weit gefehlt — wir haben schon einmal davon gesprochen — es kam mir nicht in den Sinn, nur das geringste zu verordnen, das einer Reformen gleich sahe, wenn auch im Friedensschluß keine Eulbe davon vorgekommen wäre. Priester und Mönche ließ ich ganz unreformirt. Keine heilige Lampe, keine Messe, kein Messgewand, keine heilige Gefässe, kein Gnadenbild, keine Wallfahrt, keine Kappelle, nichts dergleichen rührte ich nur von ferne an. Und Sie werden doch von mir glauben, daß ich dieß nicht aus Ehrerbietung gegen die Heiligkeit dieser Dinge unterließ? Die Ordensleute stehen in ihrer alten Verbindung mit ihren Ordensgeneralen: Die Rechte des Pabstes sind ungekränkt. Die Katholiken in meinen Staaten dürfen ihre gottesdienstliche Gebräuche immerhin ihren alten Gang gehen lassen, weihen, was sie wollen, Lucas Zettul verzeihen nach Herzenslust; die Bruderschaften sind in ihrem ehemaligen Flor. Sie dürfen Reliquien haben, was für, und wie viel sie wollen. Die hohe und niedere katholische Geistlichkeit ist und bleibt in allen ihren Rechten und Berrichtungen durch die geschärftesten Verordnungen des Regenten geschützt. Glauben Sie nicht, daß sie sich bey diesen Umständen unter meinem Scepter glücklich priesen?

Theresia.

Wenn zween einerley thun, so wissen Sie, ist es sehr oft bey weitem nicht einerley. Das würde der Fall seyn, wenn mein Sohn in dem Fache, wovon die Rede ist, auch alles bey dem alten ließe, wie Sie. Sie haben Katholische und Unkatholische Unterthanen untereinander. Die Oesterreicher sind alle Katholiken. Dieß einzige verändert die Sache schon ungemein. Ich darf wirklich meine Gedanken hierüber nicht so ganz offenherzig herausfagen. — Uusserdem können Sie nach der Eroberung Schlesiens — wenn ich Ihnen auch zugebe, daß Sie, ohne in dem Friedensschlusse dazu verpflichtet worden zu seyn, alles bey den Katholiken in dem alten Zustande würden gelassen haben, — eigene Absichten dabey gehabt haben, warum Sie so tolerant mit den NichtProtestanten verfahren.

verföhren. Nun aber muß ich Ihnen doch einen sehr auffallenden Unterschied zwischen Ihnen und meinem Sohn hierinn nicht verhalten. Sie hoben die Klöster nicht auf. Gut! Vors Erste sind deren bey weitem nicht so viele in Ihren Staaten, als in den Vesterreichischen. Und zum andern nehmen Sie von den Klöstern 50 pro Cent. Das erzählten Sie mir selbst. Kein Wunder, daß sie diese Gebäude in ihrem Wesen ließen, und sie weder in Kasernen, noch in Hospitälern, oder Findelhäuser umschufen. In meinen Staaten war fast ein Drittheil des Staatsvermögens in den Händen der Mönche. Sollte es darinn bleiben? Ja, das würde man hier und da vielleicht lieber gesehen haben, als daß es in seinen rechten Ort kam, wo es zum Nutzen verwaltet werden konnte. — Sie rühmen sich, den Zusammenhang der Ordensgeistlichen mit ihren Generalen zu Rom nicht zerrissen, wie Joseph, und die Rechte des Pabsts ungekränkt gelassen zu haben. Das glaube ich. Sie überlassens den Mönchen, sich mit ihren Generalen und dem Pabste, und seiner Darta abzufinden, wenn einmal die fünfzig von hundert Ihrer Schaklammer einberleibt worden sind. So kann Ihnen freylich der Geldzufluß aus Ihren Staaten nach Rom nicht mehr fürchterlich seyn. Sie kennen selbst leicht ausrechnen, daß jenes keine Ströme, sondern armselige Bäche sein werden. Den Mönchen überlassen Sie es, dem Pabste ihre Umstände nach aller Ausdehnung vorzulegen, und ihn demüthig zu bitten, nachzusehen, und zu verhüten, daß sie nicht mit gedoppelter Ruthe gestraft werden.

Friederich.

Es ist nicht ganz ohne, was Sie mir hier entgegen halten. Josephs und meine Lage ist wirklich verschieden. Das läugne ich nicht. Auch will ich mit meinen Einwürfen nicht gesagt haben, daß mir nicht Joseph in seinen Reformationen hochachtungswürdig sey. Ich nehme bey ihm den Eifer wahr, seine Völker glücklicher, und den ganzen Staat blühender zu machen. Ich weiß und glaube auch, daß seine Anstalten in mehreren Rücksichten in der Folge von großem Nutzen seyn werden. Aber zugleich vergeben Sie mir, wenn ich behaupte, daß das gegenwärtige Geschlecht den ganzen Werth derselben noch nicht einsehe, also auch nicht so zufrieden damit seyn könne, als es doch ein Regent wünschen muß, der die Liebe und das Vertrauen seiner Untertanen besitzen will. Sollte nicht auch ohne

ohne dergleichen Reformen, die nun Gährungen verursachen, das Wohl der Nation und der Flor der Staaten bewirkt werden können? Wahr ist, sie haben eine Empfehlung, die in diesen ökonomischen Tagen von gedoppeltem Werthe ist. Die Schatzkammern befinden sich wohl dabey. Aber, wie, wenn bey solchen Vermehrungen der Schätze das Privateigenthum von so gar vielen zugleich verletzt, und zu eben der Zeit, da man Gewissensfreyheit erteilen will, dieses kostbare Gut bey andern eingeschränkt wird? Sie wissen, wie sehr das Volk an Religionsgebräuchen, die einmal hergebracht sind, hängt, und wie sie ihm so gar so heilig sind, als die Religion selbst, vielleicht tausenden noch heiliger. Wenn man ihm nun diese antastet, wegnimmt, verändert? Wenn man so manche zwingt, gegen ihre Grundsätze, gegen ihr Gewissen, und gegen ihre Gelübde zu handeln? Die Welt wird mich gewiß niemals für einen Verehrer der Mönche gehalten haben. Erklären Sie hieraus, was ich nur noch über die Reformen Josephs, die diesen Punkt betreffen, sagen will. Ihr Ueberfluß mag dem Staate schädlich seyn. Ihre Provinzen hatten unfehlbar zu viel. Beynahe unermessliche Reichthümer waren in ihren Händen. Sie beherrschten das Volk ganz unglaublich. Aufklärung beförderten sie nicht. Der Aberglaube nahm in dem Maaße unter dem Volk zu, je mehr sich dieses an jene hing. So gar ihre gottesdienstliche Berrichtungen sind von der Art, daß ein Regent nicht gleichgültig dabey bleiben kann, oder die Absicht aufgeben muß, für seine Untertanen nach allen ihren Bedürfnissen zu sorgen. Alles wahr! Und doch kann es eben so wahr seyn, daß die äußerste Behutsamkeit nöthig ist, wenn ein Regent sich an diese Sache wagen, und dem Unfug abhelfen will, der unläugbar von jener Menschenklasse herrührt. Da man im Oesterreichischen einmal sahe, daß der Landesherr die Klöster und Mönche antastete, so war auf einmal alles wider sie auf. So schien es. Tausend und aber tausend Schriften sahen das Tageslicht, in welchem die Klöster als Sitz der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Dummheit, der Bosheit, der abscheulichsten Laster, verrufen wurden. Einer schriebe es dem andern nach, mancher hatte vielleicht nicht die mindeste Kenntniß von der Verfassung der Klöster und des Mönchenstandes. Es fiel ihm nicht ein, zu fragen, ob alles wahr sey, was man auf gut Glück in die weite Welt hineinschrie. Nun hatten diese Anstalten gar keine gute

Viertes Stück.

h

Seite

Seite mehr. Nun mußten alle Mönche so seyn, wie einige waren. Ihre Verdienste, von denen sie offenbar nicht ganz entblößt sind, verkannte man gar. Und diese Federnsechter waren so gutherzig, zu glauben, daß man an keinem Wort von allem dem zweifeln werde, was sie dem Publikum weis machten. Aber weit gefehlt! Eben diese arme, mishandelte, wurden von unzähligen, öffentlich, und von noch mehreren in der Stille, bemitleidet, und über ihr Schicksaal, nicht über das, das sie von den Schriftstellern erfahren mußten, sondern über das, das vom Hofe aus über sie verhängt wurde, geseufzt. Und diese mitleidige Herzen fanden sich nicht etwa unter dem Pöbel, sondern fürwahr auch unter Personen, die weit über den Pöbel erhaben sind. Eben das gilt auch von den Verfügungen mit den bisher gewöhnlichen Abgaben nach Rom. Der Pabst ist durch diese neue Anordnungen nicht so sehr in den Herzen aller d' rer, die unter seinem Hirtenstabe stehen, ausgetilgt, als man vielleicht glaubt und wünscht. Dazu gehört mehr, als nur ein paar Schriftchen, die bald gelesen, aber noch viel baldier wieder vergessen werden. Policy und Gesetzgebung hat größern Einfluß auf das Wohl des Staats überhaupt, und auf den bürgerlichen Wohlstand insonderheit, als Religion, und alles, was dazu gehört. Diese muß man den Leuten lassen, und nicht daran rütteln, sonst fürchte ich —

Theresa.

Nein, Ihre Apologie wird mir je länger, je unerklärbarer. Die Râsonnements, die ich von Ihnen hören muß, hätte man eher von mir, als von Ihnen erwartet. Ich vermuthete fast, es liege etwas anders bey Ihnen zum Grunde, als was Sie öffentlich sagen. —

Friederich.

Vermuthen Sie, was Sie wollen, Madame. Die Summe dessen, was ich gesagt habe, ist nur die: Ich hätte nicht da angefangen, wo Joseph angefangen hat, zu reformiren. Reformen waren nöthig: aber man muß vorsichtig dabey zu Werke gehen. Wenn man sich in den Oesterreichischen Staaten darein schickt, so bin ich es zufrieden, und wünsche Joseph Glück dazu. Nur glaube ich, daß das Ge-

schrey

schrey von der neuen Helle etwas zu groß und übertrieben ist — was die Klöster betrifft, deren man eine so grosse Menge so ohne alle Gnade aufgehoben hat, so hätte man vielleicht nicht übel gethan, wenn man, anstatt sie völlig zu kassiren, sie vortheilhaft für den Staat genützt hätte.

Theresia.

Wie sollte das zugehen?

Friederich.

Wenn man die Klöster, mit ihren Einwohnern, zur Annahme der Künste, zur Beförderung der Wissenschaften, und zur Unterstützung der Armuth gebraucht hätte.

Theresia.

Die Künste und Wissenschaften werden auch nicht nachbleiben. Und so wird auch für die Armuth gesorgt werden.

Friederich.

Gewiß, Sie haben Ihrem Sohne die Regierung vor Ihrem Absterben mit dem ruhigsten Herzen übergeben, eben als ob Sie alles voraus gewußt hätten, was er gleich nach Ihrem Tode unternehmen würde.

Theresia.

Ich habe es gethan, und ich konnte es thun. Ich wußte, daß ich mich auf ihn verlassen durfte. Vieles von dem, was er nun ausgeführt hat, und noch ausführen wird, war schon in den Tagen meiner Regierung zurechte geleet. Desto leichter mußte es ihm werden, es auszuführen. Es dünkt mich doch, die beträchtliche Summen, die in seine Kasse gestossen sind, seitdem er hin und wieder so weislich ausgeräumt hat, haben hier und da Unruhe gemacht?

Friederich.

Es könnte seyn. Bey mir nicht. Dafür bin ich Bürge.

H 2

Ich



Ich erlebte es noch, daß die eingeheimste Millionen ihren Herrn fanden, ohne, daß mich die Sache angienß.

Theresia.

Sie werden doch nicht schon alle seyn?

Friederich.

Das weiß ich nicht, und glaube es nicht. Joseph ist ein Oekonomie. Doch haben ihn die Zurüstungen zu den Kriegen mit den Türken, und mit den Holländern, worauf er ganz rüstig losgieng, gewiß keine kleine Summe gekostet.

Theresia.

Aus beyden Kriegen ist nichts geworden?

Friederich.

Nein, Madame. Sie wissen, daß sich andere Europäische Höfe immer auch etwas darum bekümmern, wenn ein so bedeutender, als der Wienerische ist, gewisse Unternehmungen ausführen will, die zu seiner Zeit, über kurz oder lang, Einfluß auf sie haben können.

Theresia.

Haben Sie etwa Ihr Scherstein auch wieder dazu bengetragen, unter der Hand ihm Steine in den Weg zu legen?

Friederich.

Ich half dazu, daß Ruhe zwischen ihm und den Türken, und zwischen ihm und den Holländern blieb, und Frankreich war mit mir einerley Meinung. Wären beyde Kriege zum Ausbruch gekommen, so hätte das Feuer leicht weiter um sich greifen können.

Theresia.

Theresia.

Wäre es denn so grosser Schade gewesen, den Türken einmal mit Interesse heimzugeben, was sie an dem Hause Oesterreich schon Jahr hunderte hindurch verschuldet hätten?

Friederich.

Ich zweifle nicht, daß man diese Betrachtung an Ihrem Hofe angestellt hat. Ich weiß auch, daß derjenige, dessen Reformen bey dem Kriegsheere Josephs so gepriesen werden, geglaubt hat, der Zeitpunkt sey vorhanden, da man die Türken mit baarer Münze für alle ehemalige gute Dienste in Ungarn, bezahlen könne. Er fand aber Widerspruch, und man gab ihm zu verstehen, daß man piano hierinn gehen müsse, weil man leicht mit einem gewissen Hofe, den Sie selbst errathen mögen, darüber in Weitläufigkeiten gerathen könnte.

Theresia.

Freylich errathe ich ihn. — Aber was gieng diesen doch in aller Welt ein Krieg des Hauses Oesterreich mit den Türken an? Es giebt Fürsten, die ihre Hände doch in allem haben müssen.

Friederich.

Allerdings in allem, was ihnen auf irgend eine Art Schaden kann.

Theresia.

Ich sehe, daß sich das Verhältniß anderer Höfe gegen den meinen seit meinem Tode noch nicht geändert hat.

Friederich.

Wenn man Klug ist, so wird es sich auch so bald nicht ändern.

Theresia.

Und der Krieg mit den Holländern?

H 3

Friederich.



Friederich.

Auch da blieben die Schwerdter in der Scheide, so ernst es Ihrem Sohne immer sehn möchte. Ich denke, eben diejenige haben dazu geholfen, die auch den Krieg mit den Türken rückgängig zu machen wußten. —

Theresia.

Sie hatten ja auch einige Verbindung mit den Türken?

Friederich.

Ich erhielt wenige Jahre vor Ihrem Tode eine Gesandtschaft von der Ortomannischen Pforte. Es ist immer gut, wenn man alle Europäische Höfe zu Freunden hat.

Theresia.

Besonders diejenige, vor denen sich andere etwas fürchten müssen, mit denen man öfters Geschäfte hat. — Sonst sehe ich nicht ein, was Berlin und Constantinopel mit einander zu thun haben. Aber natürlich, Berlin und Petersburg, Berlin und Wien. — —

Friederich.

Die Reflexion ist nicht leer. Ich weiß es, man hielt sich hie und da über jene Türkische Gesandtschaft auf. Es kümmerte mich aber nicht.

Theresia.

Sie hatten ohne Zweifel auch einen Gesandten in Constantinopel, so wie seit mehr als hundert Jahren auch immer ein Französischer daselbst ist. —

Friederich.

Der Türkische gehört unter diejenige von Europa, auf die in vorkommenden Fällen viel ankommt. Sie hatten seit mehr als 40 Jahren nichts mehr über ihn zu klagen.

Theresia.

Theresia.

Eine Frucht des Bündnisses mit Frankreich.

Friederich.

Auch im ersten Schlesiſchen Kriege, da Sie die Hände voll zu thun hatten, wäre Ihnen mit Bewegungen der Türken in Ungarn nicht gedient gewesen.

Theresia.

Das hatte ich meinem getreuen Bundsgenossen, England, zu danken. Noch wundert mich, daß man damal den Muselmännern nicht unter den Fuß gab, auch etwas von der Erbschaft meines Vaters zu verlangen.

Friederich.

Man traut seinen Feinden oft mehr Böses zu, als sie im Sinne haben.

Theresia.

Ich ließ es die Türken aber auch bey ihrem Kriege mit den Rußen genießen, daß sie mir damal Ruhe gelassen hatten. Wie leicht hätte ich diesen beystehen, und jenen einen härtern Stand verschaffen können.

Friederich.

Dies war Dank für das Vergangene, aber auch Pflicht auf die Zukunft, gegen Sie. Wir sprachen vorhin von den Reformen Ihres Sohns. Wissen Sie auch, Madame, was er, da er eben am eifrigsten damit beschäftigt war, für einen Besuch in Wien erhielt?

Theresia.

Ohne Zweifel eine Gesandtschaft von Rom, außer dem Päpstlichen Nuncius, der beständig an dem Kayserlichen Hoflager ist. Ich sollte doch denken, daß man in Rom bey den Verfügungen eines Hofes, der dem Römischen sonst immer hold und treu war, nicht ganz gleichgültig habe bleiben können.

Friederich.

Friederich.

Eine Gesandtschaft? Das wäre viel zu wenig gewesen, ein Verhältnis gegen das, was man ausführen wollte.

Theresia.

Sie machen mich immer begieriger Sire. Was war es denn, wenn es keine Gesandtschaft war?

Friederich.

Der Pabst selbst. Er muß weder seinem Nuncius, noch dem Kayser, seinem geliebten Sohne, oder keinem von beeden getraut haben. —

Theresia.

Sie machen mich ganz irre mit dieser Nachricht. So nahe gränzt sie an das Unglaubliche!

Friederich.

Dachte ichs nicht, es würde noch anders kommen, da Sie vorhin zu allen den Verfügungen Ihres Sohnes so behend Ja und Amen sagten?

Theresia.

Wie wunderbar! Leopold und Karl VI. gewiß gottesfürchtige Prinzen die den Pabst nie mit einem Blick beleidigten, hatten das Glück nicht, einen solchen Besuch zu erhalten. Was würden sie nicht darum gegeben haben!

Friederich.

Denken Sie, Madam, das ist noch wunderbarer: Ihr Sohn wollte das Glück nicht einmal haben!

Theresia.

Ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest, dachte er

vielleicht. Sonst wäre es mir unbegreiflich.

Friederich.

Davon stund nichts in den Briefen, die der Vater und Sohn mit einander wechselten, ehe wirklich etwas aus der geistlichen Visite wurde.

Theresia.

Was denn, wenn das nicht darinn stund?

Friederich.

Er verbat sich das Glück und die Ehre ganz im Ernste, ohne seiner Unwürdigkeit nur mit einem Worte zu gedenken.

Theresia.

Was sagen Sie, Sire?

Friederich.

Der Pabst schrieb ihm, daß er selbst nach Wien kommen, und aus Hochachtung gegen den Kayser, sich mit ihm über verschiedene Gegenstände, die sich schriftlich so bequem nicht verhandeln ließen, mündlich besprechen wolle. Er freue sich darauf, ihn selbst kennen zu lernen, und hoffe alles erspriessliche von diesem Besuche.

Theresia.

Nun denn? Joseph wird sich doch nicht länger geweigert haben, ihn anzunehmen? Es ist mir wirklich bange für ihn, und für den Ausgang der ganzen Sache.

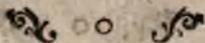
Friederich.

Desto weniger ließe sich Joseph Belümmerniß über einen so seltenen Gast merken. Was er aber wirklich dabey gedacht, kann ich nicht sagen.

Viertes Stück.

J

Theresia.



Theresia.

Die Reise von Rom nach Wien gieng würklich vor sich?

Friederich.

Allerdings, ungeachtet des Schreibens, das der Kaiser noch vorher an seinen ehererbietig geliebten geistlichen Vater zu erlassen für gut fand.

Theresia.

Ungeachtet des Schreibens, sagen Sie, dieß erschrockt mich. Und der Inhalt dieses Briefs?

Friederich.

„Der Besuch werde ihm die größte Ehre und ein wahres Vergnügen seyn. Nur, wenn Seine Heiligkeit etwa zur Absicht haben sollte, ihn wegen verschiedener Verfügungen, die Ihnen auffallen möchten, zu besprechen, und ihn auf andere Gedanken zu bringen, so möchten Sie die Mühe ersparen, da der Kayser von seinen mit Bedacht genommenen Maßregeln nicht abgehen könne.“

Theresia.

Das schrieb mein Sohn würklich? Und Pius blieb doch nicht zu Hause?

Friederich.

Wie Sie vernehmen werden. Die Türkische Gesandtschaft wurde nicht so begierig in Berlin erwartet, als der Vater aller Glaubigen in Wien.

Theresia.

Es wird nicht viel fehlen, so kommt Ihnen der ganze Austritt etwas spaßhaft vor?

Friederich.

Wie mans nehmen will! Ihrem Sohne aber gewiß nicht.
Das

Das berge ich nicht, ich segnete mich in meinem Herzen, vor Joseph, daß ich mich bey allem, was mir in meiner Regierung vorkommen möchte, vor solchen Theilnehmern an meinen Verfügungen, wenn sie auch Religionsangelegenheiten betrafen, sicher wußte. Es ist doch etwas unangenehm, ungebetene Rathgeber zu haben, und sich solche nicht einmal verbitten zu dürfen.

Theresia.

Freylich! Mit einem Bischof von Breslau ist man bald fertig, als mit dem obersten Hirten der Christenheit.

Friederich.

Der Christenheit, Madame? Meine Preussen und Brandenburgern befinden sich wohl ohne jenen Hirten; und Glieder der Christenheit sind sie doch.

Theresia.

Vergeben Sie mir, Sire! — — Der Pabst kam also wirklich in Wien an?

Friederich.

Ja, der Protestation des Kardinalcollegii ungeachtet. Diese Herren wollten nicht viel auf diese Lustreise nach Deutschland halten. Mich dünkt, sie hatten ziemlich recht.

Theresia.

Ich muß immer wieder fragen; konnte denn das, was Pius VI. persönlich ausmachen wollte, nicht durch den Päpstlichen Nuntius geschehen? Ich weiß nicht, warum mir diese Bistie des Pabsts beym Kayser gar nicht in den Sinn will.

Friederich.

Sie werden doch hoffentlich aus Hochachtung und Ehrerbietung gegen den Pabst nicht so zweifelhaft und ängstlich seyn?

I 2

Theresia.

Theresia.

Ich kenne meinen Sohn: Seine Beharrlichkeit kenne ich. Und gegen den Pabst so standhaft seyn, ist — ich sorge — keine Standhaftigkeit.

Friederich.

Ich witterte wahrlich dergleichen etwas, so bald ich diese Materie auf das Tapet brachte. Warum vertheidigten Sie denn Joseph mit so vielem Eifer, da ich Ihnen von seinen Reformen Nachricht gab?

Theresia.

Ich hoffte immer, er werde es gegen den Nuncius schon näher geben, wenn ihm dieser im Namen des heiligen Vaters aus Herz rede.

Friederich.

Noch andere, als nur der Nuncius, z. B. angesehene deutsche geistliche Fürsten, wollten die Sache vermitteln, ehe der heilige Greis sich dem Ungemach einer so weiten Reise aussetzte. Aber, wie Sie sagen, Joseph blieb standhaft. Er beharrte immer auf seinem Satz: „Er trete der Religion nicht zu nahe, sondern gehe nur den Missbräuchen entgegen, die sich eingeschlichen haben, und die die Reinigkeit der Religion entstellen. In Ansehung der Dinge, die er zum wahren Vortheile der Religion, zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht, und in Rücksicht derselben zur rechtmäßigen Ausübung der landesherrlichen Gewalt in seinen Reichen und Staaten nach reifer Ueberlegung, und mit Zuziehung redlicher der katholischen Religion eifrig ergebener, und einsichtsvoller Minister, festgesetzt habe, sene er von seinen richtigen Grundsätzen und den Bewegursachen und Endzweck, so und nicht anders zu handeln, so fest überzeuge, daß es nicht möglich sey, etwas auszuführen oder beyzubringen, das ihn eines andern überreden, oder von seinem Vornehmen abzulassen, bewegen könne.“ War das nicht standhaft genug?

Theresia.

Ach! daran zweifelte ich niemals. Eben das ist es, weswegen ich

ich vor dem, was Sie mir von der würllichen Ankunft des Pabstes in Wien sagen werden, voraus schon erschreke.

Friederich.

Sie hatten doch Muth in Vorfällen, die weit mehr zu bedeuten hatten, als diese Bistte, die Ihr Sohn erhielt. Was war es denn weiter? Der Pabst kam, und gieng wieder, und Joseph befindet sich so wohl, als vorhin.

Theresia.

Aber den Seegen des heiligen Vaters! Diesen wird er doch auch erhalten haben?

Friederich.

Uch frenlich! Warum nicht? Der Pabst theilt nichts so gern aus, als seinen Seegen. Daran fehlt es niemat. Wer ihn verlangt, dem steht er zu Diensten.

Theresia.

Diese Begebenheit muß außerordentlichen Eindruck in Wien gemacht haben?

Friederich.

Dies ist es eben, was ich immer sage. Sicher hatte der Pabst im Sinn, durch den Glanz seiner Würde, durch das einnehmende seiner Person, und durch die Stärke seiner Beredsamkeit auszurichten, was Briefe, was Nuncius, was Mittelpersonen vom größten Ansehen nicht ausrichten konnten. Er schrieb vor seiner Ankunft noch einmal an den Kayser, daß er sich auf den Zeitpunkt freue, ihn zu umarmen, und ihm seine innerste Gesinnungen unmittelbar zu eröffnen, welche einzig und allein dahin abzielen, dem Kayser alle Dienstbeslissenheiten und Pflichten der Freundschaft zu erweisen. Er reiste mit der besten Hoffnung eines glücklichen Erfolgs von Rom ab, die er vornehmlich auf den B.ystand des heiligen Peters gründete, dessen Gebeine in der Sankte Peterkirche zu Rom in einem unterirdischen Gewölbe verwahrt werden, das Er noch in der seyerlichen Mitternachtstunde vor seiner Abreise besuchte, und daselbst seine Andacht verrichtete.

Theresia.

Theresia.

Wie wurde er aber in Wien aufgenommen, Sire. Ich bin äußerst begierig, und kann es kaum erwarten, bis Sie mir die höchst merkwürdige Auftritte erzählen.

Friederich.

Mit aller der Ehrerbietung, die man seiner hohen Würde in Ihrem rechtgläubigen Wien schuldig zu seyn glaubte. Der Kayser fuhr ihn mit seinem Bruder, dem Erzherzoge Maximilian, bis über Wienerisch Neustadt hinaus, entgegen, nahm ihn in den Wagen, und begleitete ihn in die Kayserliche Burg.

Theresia.

Vortreflich! ich schöpfe wieder Hofnung: ich lebe wieder auf!

Friederich.

Zu Wien that der Pabst, was man von ihm erwarten konnte, das ist, er besuchte die Kirchen, Kapellen, besah die Merkwürdigkeiten von Wien, ertheilte Audienzen, ließ sich den Fuß feyerlich und fleißig küssen, ertheilte Ablass und Segen, hielt am Ostertage ein feyerliches Hochamt in der Stephanskirche, mit aller der Pracht, die die Sinne rühren und die Herzen erschüttern kann. —

Theresia.

Ach, warum erlebte ich diese glückliche Tage nicht?

Friederich.

Ich bedaure es selbst mit Ihnen. Ihr Sohn würde Sie um dieß Glück nicht beneidet haben. —

Theresia.

Und die Verhandlungen?

Friederich.

Friederich.

Er soll einmal mit dem Kayser über den Hauptpunkte zu sprechen versucht, dieser aber ihm geantwortet haben, daß er zu wenig vom Canonischen Recht verstehe, um alle scheinbare Einwendungen zu beantworten; und ihn gebeten haben, alle diese Dinge schriftlich abfassen zu lassen, daß mit seine Theologen darüber urtheilen könnten.

Theresia.

Mein Sohn rechnete sich sonst zur Ehre, in der Uebung des öffentlichen Gottesdiensts seinen Unterthanen mit gutem Beyspiel voranzugehen. Er hat also auch dem äußerst merkwürdigen Hochamte des Pabsts ohne Zweifel angewohnt?

Friederich.

Gerade damal litt er an den Augen. Man erzählte aber auch noch andere Ursachen. —

Theresia.

Was für welche?

Friederich.

Man soll von Seiten der Päpstlichen Ceremonienmeister behauptet haben, des Pabsts Thron in der Kirche müsse um eine Stufe höher seyn, als des Kayfers.

Theresia.

Und dieß gab Irrungen?

Friederich.

Warum nicht? Der Kayser soll so gleich befohlen haben, seinen Thron aus der Kirche hinwegzunehmen.

Theresia.

En, en, das Gastrecht! —

Friederich.

Friederich.

Joseph mag gedacht haben, auf diese Weise würde es zu weit ausgedehnt.

Theresia.

Stellte Joseph nicht auch dem Pabst seine Minister vor?

Friederich.

Er wies auf den Fürsten von Kauniz, den treuen Diener Ihres Hauses, und sagte: Dis ist mein Kanzler! Der Pabst bot ihm die Hand, sie zu küssen, dieser aber schüttelte sie ganz treuherzig, nach alter deutscher Sitte.

Theresia.

Wie ähnlich ist der Diener dem Herrn!

Friederich.

Sonst fänden Sie hiebey nichts zu bemerken?

Theresia.

Ach vieles! Was auch Pius wird bemerkt haben! Und der Pabst fand also seine Rechnung ganz und gar nicht bey seiner Reise?

Friederich.

Wie mans nehmen will. In der Hauptsache blieb Joseph bey seinem System. Hie und da änderte man etwas, dem Pabste zu Gefallen, das aber so viel nicht bedeutet. Aus persönlicher Achtung soll jener diesem versprochen haben, bey seinen, des Pabstes, Lebzeiten, sich seiner Rechte in Ansehung der Bischöfe in der Lombardie nicht zu bedienen.

Theresia.

Doch etwas! Ich schöpfe wieder Hofnung.

Friederich.

Friederich.

O! Diese müssen Sie durchaus nicht fallen lassen.

Theresia.

Warum nicht? Haben Sie die Güte, mich hierüber ungesäumt zu belehren.

Friederich.

Es gab ja Leute, die glaubten, der Pabst seye deswegen nach Wien gekommen, um seinen Segen über das, was Joseph in Kirchen-sachen vorgenommen habe, zu ertheilen.

Theresia.

O, wie schön wäre das!

Friederich.

Anderer behaupteten, seine Absicht seye gewesen, durch gütliche Unterhandlungen den Kayser zum Wiederruf zu bringen.

Theresia.

Ich weiß nicht, was ich zu diesem sagen soll.

Friederich.

Noch andere dachten so: Der Pabst habe besorgt, da der Kayser gleich im Anfang so rasch zu Werk gehe, so werde er in Zukunft noch hitziger seyn. Er habe sich also alle Mühe gegeben, das ganze System, nach welchem verfahren werde, zu entdecken.

Theresia.

Ich sorge, diese Bemühung sey ihm sehlgeschlagen.

Friederich.

Warum, Madame?

Theresia.

Weil ich meinen Sohn kenne, der seine Geheimnisse nicht gern errathen läßt.

Friederich.

Er konnte doch hoffen, durch freundschaftliches Betragen und sanfte Unterredungen dieß und jenes herauszubringen?

Viertes Stück.

R

Friederich.



Theresia.

Ich zweifle fast; so wahr es ist, daß mein Sohn sehr offenhertzig und freymüthig seyn kann.

Friederich.

Man glaubte auch, der Pabst habe gehofft, es dahin zu bringen, daß ihn der Kayser an den künfftig vorzunehmenden Reformen werde Theil nehmen lassen.

Theresia.

Das ließe sich hören! Wenn sich der Pabst durch persönliche Vorzüge Liebe und Achtung bey meinem Sohn erwarb, so konnte er es weit bringen.

Friederich.

Man wollte auch von Nebenabsichten sagen, z. B. seine persönliche Erscheinung würde die wider Rom arbeitende Minister in ihrem Diensteifer erkaltend machen: sein Ansehen, die von ihm bekannte Frömmigkeit, seine große Herablassung, seine Freundlichkeit, seine hervorragende Eigenschaften, würden überall, bey Vornehmen und Geringen, bey allen Gattungen von Leuten einen ihm und seinem Stuhle vortheilhaften Eindruck machen; er würde die ganze Nation an sich ziehen, und dadurch bewürken, daß man das schon geschehene wieder zurücknehme.

Theresia.

Sie erschrockn mich aufs neue, Sire. O die Lage meines Sohnes war bey diesem außerordentlichen Besuch höchst bedenklich.

Friederich.

Ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Doch würde ich mir, wenn ich in seiner Stelle gewesen wäre, zu helfen gewußt haben. — Ich gestehe es, seine Situation war kritisch, wie Sie sagen. Jedermann, ganz Europa, beobachtete seine Schritte genau. Der Gegenstand, worüber ihn der Pabst eines andern befehlen wollte, war wichtig genug: nichts geringeres, als seine Rechte, die er zu behaupten suchte, und deren Behauptung doch mit den Begriffen des Pabsts sich nicht gut reimen ließ. Und mitten in diesem Geschäfte will ihm der Pabst, eine Person, aus dem Ihre Glaubensgenossen weiß nicht, was, machen, den sie für den sichtbaren Mittler zwischen Gott und Menschen halten, dessen Segen sie unerhörte Wirkungen zuschreiben, in dessen Händen sie die Schlüssel,

Schlüssel des Himmels und der Hölle zu sehen vermeinen, auf andere Wege bringen, ihm zusprechen, daß er von dem angefangenen ablasse, und —

Theresia.

Ich weiß, was Sie noch weiter sagen wollten. — Ohne Widerspruch war das ein höchst sonderbarer Auftritt. Ach! in welche Entzückung werden meine gottsfürchtige Wiener über dem Anblick des Erzbirten der Kirche gerathen seyn! Mit welchem Durst seinen väterlichen Seegen eingesogen haben!

Friederich.

Ich denke, daß Sie es ziemlich errathen haben, Madame? Wie der Pabst in die Stadt einzog, so lief alles, um ihn zu sehen. Sie schauten durch die Fenster in den Wagen hinein, und vergaßen darüber auf die Kniee zu fallen, wie es der Pabst, und seine Begleiter aus Italien ohne Zweifel erwartet hatten. Noch etwas im Vorbengehen! Vor der Ankunft des Pabstes soll sich der Kardinal Erzbischof von Wien erkundigt haben, ob man dem heiligen Vater bey seinem Einzuge die Glocken läuten dürfe?

Theresia.

Ich bitte, Sire, was hat mein Sohn geantwortet? Was doch?

Friederich.

Nichts anders, als was ich auch würde geantwortet haben: Warum nicht. Herr Kardinal? Die Glocken sind ja Ihre Artillerie. —

Theresia.

Ach Sire! —

Friederich.

Ich sehe, Sie sind gerührt, Madame? Vielleicht aber über das noch weit mehr, wenn ich Ihnen sage, daß bey dem Gedränge nach dem Seegen des heiligen Vaters mehrere erdrückt wurden?

Theresia.

Ich weiß es nicht. Die armen, oder die glückseligen Leute?

Friederich.

Manchen wurden, da eben der seegensreiche Pius vom Balkon herunter den Seegen erteilte, die Beine zertreten, die Rippen zerstoßen, die Kinder in Mutterleibe zerquetscht, die Uhren und Geldbeutel gestolen.

Theresia.

Ueber dem Anblick des Pabsts konnten sie alles vergessen.

Friederich.

In der That, Madame! besonders die, die zu Tode gedrückt wurden. Sie hatten doch den Segen des Pabsts weg. Lieber gedrückt und gequetscht, daß die Seele ausfähret, als keinen Segen!

Theresia.

O, Sire, ich bitte! —

Friederich.

Die Damen drängten sich, den heiligen Pantoffel zu küssen.

Theresia.

Kein Wunder! Denken Sie, was Sie wollen.

Friederich.

Auch kränkliche Kavaliere baten sich das Glück von Ihro Zeitigkeit aus, daß ihnen der Pantoffel ins Haus geschickt werden möchte, um ihn verehren, küssen u. zu können.

Theresia.

Der Pabst willigte doch darein?

Friederich.

Natürlich!

Theresia.

Glückliche Stunde für diese Häuser! Und was richtete denn der gute, herrliche Pabst aus?

Friederich.

Er war sehr wohl mit dem Kayser zufrieden. Schliessen Sie nun hieraus, was Ihnen beliebt.

Theresia.

Worinn bewies er seine Zufriedenheit?

Friederich.

Er hielt vor seiner Abreise noch Consistorium, und bezeugte, wie angenehm und erfreulich es ihm gewesen sey, den von ihm jederzeit so hoch geschätzten Kayser wirklich zu sehen, und ihm seine besondere Liebe zu bezeugen.

Theresia.

Das klingt herrlich!

Friederich.

Friederich.

Das ist noch lange nicht alles! Er setzte hinzu, daß er vermöge seines Amtes ihn öfters gesprochen habe, und gezwungen gewesen seye, so wohl seine außerordentliche Keuschheit, da er ihn mit allen möglichen Ehrenbezeugungen in seinem Kayserlichen Pallast aufgenommen, und täglich auf das herrlichste bewirthe, als auch seine besondere Gottesfurcht, seine große Geistesgaben, und seinen unglaublichen Fleiß in Geschäften zu bewundern.

Theresia.

Vortreflicher Sohn! Andeutungs- und liebenswürdiger Vater der Glaubigen!

Friederich.

Keinen geringeren Trost, fuhr der beredte Prälat fort, habe er in seinem Herzen darüber verspürt, und seye — merken Sie wohl, Madame, — in seinem innersten Recht darüber ausgerichtet worden, daß er gefunden, daß sich Frömmigkeit und Religion in der glänzenden Hauptstadt des Kayfers nicht nur, sondern auch bey allen Völkern der Kayserlichen Staaten, die ihm auf seiner Herreise entgegen gekommen seyen, unverletzt und ungekränkt erhalten. Sie verstehen doch dieß alles, Madame?

Theresia.

Es ist ja deutlich? Ich misgönne es meinem Sohne nicht. Aber gewiß hat er, da er diese lieblichen Worte hörte, die Regierung seiner Mutter gesegnet, die ihm ein so gottesfürchtiges Volk erzogen und hienlassen hatte.

Friederich.

Niemal, beschloß er endlich, niemals werde er aufhören, diese seltene Gottesfurcht bey Herren und Unterthanen, so wohl anzurühmen, als auch durch sein inständiges Gebet zu unterstützen.

Theresia.

Sie bezaubern mich, Sire!

Friederich.

So stolz bin ich nicht, das überlasse ich dem Redner, und wünschte, daß Sie es selbst gehört hätten.

Theresia.

O wie brünstig wünschte ich es!

A 3

Friederich.

Friederich.

Am besten gefiel mir das, daß er am Ende noch versprach, den allmächtigen Gotte zu bitten, auf das dringenste zu bitten, daß er, der keinen verlassen, der zu ihm zu kommen trachte, den Kayser in seinem heiligen Vorhaben bestätige, und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütte. Wahrhaftig, der Pabst übertraf sich selbst!

Theresia.

Darf ich Ihren Versuchungen trauen, Sire?

Friederich.

Warum nicht? Vielleicht besser, als Joseph den holdseligen Zusagen des Pabsts.

Theresia.

Wie, dem Pabste nicht trauen?

Friederich.

Könnten Sie doch nur Ihren Sohn fragen!

Theresia.

Ich hoffe, auch ohne ihn selbst zu hören alles, von seiner Gottesfurcht, die ja der Pabst selbst mit Augen gesehen, und mit Nachdruck gepriesen hat.

Friederich.

Ich auch! Aber erlauben Sie mir nun nur noch etwas wenig davon zu sagen, ob der Pabst seine Absicht bey seiner Reise erreicht habe, oder nicht?

Theresia.

Er kam im Namen des heiligen Peters. Und da mußte ihm wohl alles gelingen.

Friederich.

Sie billigten ja vorhin alle Reformen Josephs? Wie soll ich das verstehen?

Theresia.

Nichts ist leichter, als das zu vereinbaren, was Sie für widersprechend halten.

Friederich.

Wie denn?

Theresia.

Theresia.

Der Pabst bittet für meinen Sohn, daß der Himmel alles das segnen wolle, was Er zum Besten der Religion und der wahren Katholischen Kirche vornehmen werde. Und mein Sohn thut nichts, als worüber er den Segen und Beystand des Himmels erlangen kann. So bleiben sie beyde gewiß gute Freunde.

Friederich.

Ob Joseph auch Ihrer Meinung ist, Madame? Sie haben die ganze Sache sehr kurz gefaßt. Das berge ich Ihnen nicht, der Pabst hat bey seinem Besuche in Wien vielleicht mehr Eindruck gemacht, als man je glauben wird, und als — — Lieb seyn mußte.

Theresia.

Beneideten aber andere Katholische Monarchen den deutschen Kayser nicht über der Ehre, die ihnen so ausschliessend wiederfuhr?

Friederich.

Ich zweifle! Doch kann ich nicht eigentlich in der Seele eines Katholischen Fürsten hineindenken. —

Theresia.

Ich fühle es ganz, was es meinem Sohne gewesen seyn mußte, da er dieses Glück genoß.

Friederich.

Gewiß fühlen Sie es nicht so, wie er. Glauben Sie mir, Madame. —

Theresia.

Besuchte er nicht auch noch andere Höfe, bey seiner Hin- und Herreise?

Friederich.

Keinen! das ließe die Etiquette des geistlichen Monarchen gegen Prinzen, die weit unter ihm sind, nicht zu.

Theresia.

Sie haben Recht. Ich hätte nicht fragen sollen.

Friederich.

Alles, was Katholisch war, eilte zu seinen Füßen, auf der Reise nach Wien und nach Rom.

Theresia.

Theresia.

Merkwürdiger und gesegneter Zeitpunkt für die Rechtgläubige Einwohner Deutschlands!

Friederich.

Merkwürdig, freylich, auch für die Nichtkatholischen. Denn diese hatten doch auch etwas zu schwätzen, ungeachtet es sie in der Hauptsache lediglich nichts anging. Und gesegnet? Der Pabst segnete sie fleißig, wo er hinkam. Ob sie gesegnet wurden, weiß ich nicht, hoffe es aber zu ihrem Vergnügen.

Theresia.

Wenn je Ihre Hoffnungen gegründet waren, so gehört diese darunter. Ich freue mich herzlich mit ihnen.

Friederich.

Darüber werden Sie sich doch wundern, wenn ich Ihnen sage, daß der ehemals bey Ihnen in so grosser Gnade gestandene Kardinal und Erzbischof von Wien, Migazzi, nicht mehr so hoch am Brete ist?

Theresia.

Migazzi, ein verdienstvoller Prälat?

Friederich.

Josephs Reformen sollen ihm nicht eingeleuchtet haben.

Theresia.

Sie machen mich aufs neue sorglich.

Friederich.

Es ist nicht anders. Aber freylich! Niemand kann zween Herren dienen.

Theresia.

Wie veränderlich ist der Schauplatz der Welt!

Das Fünfte und letzte Stück, so noch vorzüglich interessant, und den Bayerischen Ländertausch betrifft, wird in drey Wochen den Beschluß machen.

XVIII.2.67